



LJUDMILA
ULITZKAJA
Jakobsleiter

ROMAN | HANSER

EINLESEBUCH | HANSER

»Ich habe Deinen Brief
erhalten, und wieder ist das
altvertraute papierne Band
zwischen uns geknüpft. Du
einen Brief, ich einen Brief ...

Ljudmila Ulitzkaja
Jakobsleiter

Einlesebuch

Der Roman erscheint am
21. August 2017

Carl Hanser Verlag
www.hanser-literaturverlage.de



Großmutter Maria mit ihrem Bruder Michail

Gedächtnis.

Gestern, heute, morgen 5

Ljudmila Ulitzkaja zu den Hintergründen
ihres Romans *Jakobsleiter*

»In den Briefen unserer Großeltern steckt die eigentliche Wahrheit.« 11

Ljudmila Ulitzkaja im Gespräch mit Christina Links

Familiengeschichte, Gesellschaftsroman und Panorama eines Jahrhunderts 27

Über den Roman *Jakobsleiter*

Leseprobe aus *Jakobsleiter* 31

Bibliographie 73

Gedächtnis. Gestern, heute, morgen

Ljudmila Ulitzkaja zu den Hintergründen
ihres Romans *Jakobsleiter*

»Oma, kannst du dich noch an die Dinosaurier erinnern?«, fragt mich mein Enkel. Ich muss ihn enttäuschen: An die Dinosaurier kann ich mich nicht erinnern. Dafür erinnere ich mich an den Ofen in unserer Stadtwohnung, der mit Kohle geheizt wurde, an die Petroleumlampen und die Petroleumkocher, die als neuester Schrei der Technik galten, an den großen Wassertank im Hof, vor dem die Frauen mit Eimern Schlange standen, an den ersten Fernseher mit dem winzigen Bildschirm und der Vergrößerungslinse davor, und ich erinnere mich an den allgemeinen Jubel, als es im Radio hieß: »Der erste Mensch im Kosmos!« In den Augen der heutigen Kinder gehört das alles zur selben fernen Vergangenheit wie die vor 65 Millionen Jahren ausgestorbenen Dinosaurier.

Das Gedächtnis der Menschheit ist gewaltig, es enthält das gesamte Wissen über die Welt. Doch was das Gedächtnis eigentlich ist, ahnen wir bis heute nur ungefähr. Die Wissenschaftler fangen gerade erst an, zu verstehen, wie es funktioniert, dieses Gedächtnis, und wo es sich befindet. Erst kürzlich entdeckten sie etwas Neues: An den Dendriten, den äußeren Enden der Neuronen, befinden sich Dornen, die bei Lernvorgängen entstehen und sich verändern. Damit konnte erstmalig belegt werden, dass es im Gehirn materielle Gedächtnisspeicher gibt.

Das individuelle Gedächtnis ist von verschiedenen sozialen Bedingungen abhängig. Vor zwanzig Jahren unterhielt ich mich mit einem deutschen Freund, einem Schriftsteller und Journalisten in meinem Alter, und wir stellten eine Gemeinsamkeit fest: Unsere Eltern hatten nie über ihre Vorfahren gesprochen. Sie gehörten zur »schweigenden Generation«, die beherrscht

war von Angst. Die Generation unserer Eltern lebte, in Russland wie in Deutschland, in einem totalitären Staat, und die Eltern scheuten sich, ihren Kindern von dem zu erzählen, was sie erlebt hatten: Die Vorfahren der einen hatten im Gefängnis gesessen oder waren erschossen worden, andere Großeltern hatten Gefangene bewacht oder erschossen. Ganz abgesehen davon, dass Millionen Deutsche und Russen einander aus heute vollkommen irrsinnig erscheinenden Gründen töteten. Von alledem nichts zu wissen war das beste Mittel gegen Schmerz, Zorn und Scham. So entstanden »weiße Flecke«, in den Familien wie in der Geschichte von Staaten.

Der ungarische Schriftsteller Péter Esterházy, ein Mann mit großer Begabung, hat ein Buch über die Geschichte seiner Familie, über seinen Vater geschrieben. Ein Jahr nach der Veröffentlichung stieß er auf Archivmaterial des Geheimdienstes, aus dem hervorging, dass sein Vater ein inoffizieller Mitarbeiter dieser abscheulichen Organisation gewesen war. Péter Esterházy war zutiefst erschüttert. Aber als Schriftsteller entschloss er sich, dieses Archivmaterial in einem weiteren Buch, das er *Verbesserte Ausgabe* nannte, zu veröffentlichen. Eine mutige Tat im Namen der Wahrheit, im Namen des Gedächtnisses.

Es gibt Zeiten, da das Verschweigen der bitteren Wahrheit die menschlichen Seelen zerfrisst, wie Krebs das Leben der Gesellschaft vergiftet und nicht nur die Vergangenheit entstellt, sondern auch die Zukunft.

Die Wahrheit über sich selbst, über die eigene Familie, die eigenen Zeitgenossen und Vorfahren ist manchmal schwer zu ertragen. Man möchte dieses Wissen aus dem Gedächtnis streichen, möchte bewusst darauf verzichten, um sich die Gegenwart nicht zu verdüstern. Auch ich bin solchem »unbequemen« Wissen lange ausgewichen. So lagen die Briefe meiner Großeltern viele Jahre lang vergraben in einer Mappe, bis ich eines Tages spürte, dass ich alle »Schweigezonen« unserer Familie erkunden muss.

»Ljudmila Ulitzkaja ist die wohl bekannteste und streitbarste russische Schriftstellerin dieser Tage ... Wer sie liest, wird Russland, das uns wieder fremd und bedrohlich scheint, ein bisschen besser verstehen.«

Sabine Berking, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Ich las die Briefe, es waren rund fünfhundert aus den Jahren 1911 bis 1954. Es war die schwerste Lektüre meines Lebens, obwohl ich darin neben Feigheit und Opportunismus, kleinem Verrat und großem Egoismus auch den wunderbaren Menschen entdeckte, der mein Großvater war. Ich begriff, dass das menschliche Gedächtnis in Wahrheit lückenlos ist, denn auch wenn wir nicht alles über die Biographien unserer Vorfahren wissen und auch manches aus unserem eigenen Leben mitunter vergessen, existiert eine Art allgemeines, summarisches Gedächtnis. Man kann es verwerfen, sich davon distanzieren, doch um zu verstehen, was mit uns allen geschieht, braucht es eine besondere Gedächtnisarbeitsweise, das Ausgraben tiefer archäologischer Schichten, die uns zur »planetaren« Menschheit vereinen.

Unsere Vorfahren sind keine Dinosaurier. Obgleich es unter ihnen Individuen gab, die schlimmer waren als die blutrünstigsten Dinosaurier. Damit unsere Art, der Homo sapiens, überlebt, müssen wir gemeinsam dafür sorgen, dass das Böse und die Aggression, die viele Jahrhunderte das Leben unserer Art vergiftet haben, auch das 20. Jahrhundert, durch unser aller vernünftiges Handeln bekämpft werden. Und dafür müssen wir vor allem die Erinnerung an das Gestrern bewahren, an die Generationen vor uns, an all das Schöne, Große, aber auch an das Niedere und Gemeine, zu dem sie fähig waren.

Januar 2017

Aus dem Russischen von Ganna-Maria Braungardt



»In den Briefen unserer Großeltern steckt die eigentliche Wahrheit.«

Ljudmila Ulitzkaja im Gespräch mit Christina Links

Ljudmila Ulitzkaja, wie entstand die Idee zu Ihrem Roman *Jakobsleiter*?

2011 fand ich in einer Mappe, die seit dem Tod meiner Großmutter bei mir lag, Briefe von ihr und meinem Großvater. Ich habe die Briefe jahrelang nicht gelesen, weil ich Angst hatte, unangenehme Dinge über meine Verwandten zu erfahren. Das war eine Angst, die den Menschen in der Sowjetunion zutiefst vertraut war. Ich las die Briefe erst, als hundert Jahre seit dem ersten Brief vergangen waren. Die 500 Briefe zu lesen hatte etwas Unheimliches – so als fielen plötzlich Skelette aus dem Schrank. Mir war klar, dass meine Kinder diese Briefe nach meinem Tod in den Müll werfen würden, und es stieg ein Angstgefühl in mir auf, diesmal war es die Angst vor dem Vergessen, an dem unser Land seit langem leidet. Ich hatte zuvor nie daran gedacht, einen Roman auf der Basis meiner Familiengeschichte zu schreiben, aber die Lektüre dieser Briefe hat mich einfach dazu gezwungen. Das Schicksal meiner Vorfahren war eine große Entdeckung für mich, und davon wollte ich erzählen.

Zweimal habe ich die Arbeit daran unterbrochen – als meine langjährige Freundin Natalja Gorbanewskaja starb, gab ich ein Buch mit Erinnerungen an diese wunderbare Dichterin heraus. Eine zweite Unterbrechung kam durch ein Projekt meines russischen Verlages zustande – er hatte die Leser dazu aufgerufen, Kindheitsepisoden aus der Nachkriegszeit zu schildern. Aus den vielzähligen Einsendungen stellte ich einen Band

Großmutter Maria Petrowna als Schülerin auf der Bühne

zusammen, der dann unter dem Titel *Kindheit 1945–1953*. *Und morgen werden wir glücklich sein* erschien. Alle drei Bücher hatten etwas mit Erinnerungsarbeit zu tun. Sie machten mir erneut bewusst, dass sich die Menschheitsgeschichte aus einer Ansammlung kleiner privater Familiengeschichten zusammensetzt, die viel wahrhaftiger sind, als unsere Geschichtslehrbücher es sein können. Die »große Geschichte« wird von Zeit zu Zeit umgeschrieben und korrigiert, die Briefe unserer Großeltern hingegen unterliegen keinerlei Zensur, in ihnen steckt die eigentliche Wahrheit.

Ihr Großvater Jakow Ulitzki hat den größten Teil seines Lebens in Gefängnissen und in der Verbannung verbracht, die Liebe Ihrer Großeltern hat diese Prüfungen nicht überstanden. Dabei waren die Hoffnungen und Möglichkeiten dieser Generation besonders groß.

In Russland gab es Anfang des 20. Jahrhunderts einen großen Teil aufgeklärter Intellektueller, die sich insbesondere für Philosophie und Musik begeisterten und die neuesten Erkenntnisse der Wissenschaft interessiert verfolgten. Mein Held Jakow Ossetzki und sein reales Vorbild gehörten zweifellos zu dieser Schicht, die in der Sowjetzeit fast völlig vernichtet wurde.

In Ihrer Familie wurde dieses Kapitel der eigenen Geschichte verschwiegen. Wann haben Sie davon erfahren?

Ich habe relativ früh bemerkt, dass es eine Reihe von Themen gab, die in der Familie vermieden wurden. Aber das hat mich nicht sonderlich beunruhigt – als Kind und Jugendliche war ich mit zu vielen anderen Dingen beschäftigt. Erst als Erwachsene wurde mir klar, es musste dramatische Ereignisse gegeben haben, die man mir verschwiegen.

Ihre Großmutter ließ sich nach mehr als zwanzig Jahren von ihrem Mann scheiden und brach den Kontakt zu ihm völlig



Postkarte von Jakow Ulitzki an seinen Vater nach Kiew, 8. März 1913



Rehabilitierungsschreiben für Jakow Ulitzki, 14. Juli 1956



*Jewgeni Ulitzki,
Ljudmilas Vater*

ab, Ihr Vater hat offenbar auch nicht viel über ihn erzählt. Wen haben Sie durch diese Briefe kennengelernt, kam Ihnen dieser Mensch vertraut vor?

Vertraut ist nicht das richtige Wort. Mein Großvater war ein unglaublich gebildeter Mensch. Er war ein hervorragender Wirtschaftswissenschaftler und zugleich Musiker, er beherrschte mehrere Fremdsprachen, war bewandert in Philosophie und Geschichte. Seine letzte Haftstrafe (zehn Jahre Lager) bekam er 1948, weil er für das Jüdische Antifaschistische Komitee gearbeitet und politische und wirtschaftliche Analysen zur Palästinafrage verfasst hatte. Kaum verwundert hat mich, dass ich die gleichen Angewohnheiten habe wie mein Großvater. Auch ich habe mir immer Listen von den Büchern angelegt, die ich lesen will, und exzerpiere jedes interessante Buch, ich mache mir ebenfalls To-do-Listen, um nichts zu vergessen. Das hat mich einfach amüsiert.

War es für Sie schwierig, über die eigene Familiengeschichte zu schreiben?

Ja, und das nicht nur aus emotionalen Gründen. Ich hatte zwar die vielen Briefe, kannte die KGB-Akte meines Großvaters und eine Unmenge Literatur über diese Zeit, aber die Biographien meiner Eltern und Großeltern blieben unvollständig. Mir fehlten viele Details, die Dokumente waren verschwunden, die Zeitzeugen lebten nicht mehr, also musste ich mir vieles selbst ausdenken. Darum änderte ich alle Namen, und der größte Teil der Gegenwartsebene des Romans ist ohnehin weit entfernt von der Realität. Wobei meine eigene Theatererfahrung mir sehr dabei geholfen hat, Jakows Enkelin Nora und ihre Familie zu erfinden. Es war eine schwierige, zugleich aber auch spannende Arbeit. Erfahrungen hatte ich mit einer solchen Struktur bereits



Ljudmilas Mutter Mariam Ulitzkaja und ihre Großmutter Maria Petrowna Ulitzkaja (Mutter von Ljudmilas Vater)

bei meinem Roman *Daniel Stein* gesammelt. Auch hier sind Originaldokumente kombiniert mit erfundenen Details, die Namen wurden geändert und reale Personen durch Romanfiguren ersetzt. Mit den Briefen meiner Großeltern bin ich ähnlich verfahren. Ein Teil ist unverändert in den Roman eingegangen, andere musste ich ein wenig »bearbeiten«, ein paar musste ich erfinden. Ich habe als Autorin die Freiheit, das Maß an Wahrheit und Dichtung selbst zu bestimmen, denn schließlich schreibe ich kein Sachbuch, sondern Literatur.

Dennoch, es gibt so viele Übereinstimmungen zwischen Ihrer eigenen Familiengeschichte und der Geschichte der Familie Ossetzki, dass man gewillt ist, die *Jakobsleiter* einen autobiographischen Roman zu nennen.

Was ist der eigentliche Hintergrund Ihrer Frage – inwieweit alles der Wahrheit entspricht, was ich geschrieben habe? Soweit Sie es glauben, so weit ist es auch wahr. Wenn Sie aber wissen wollen, ob ich tatsächlich eine Liebesgeschichte mit einem Regisseur hatte, dann kann ich sagen: Nein, die gab es nicht. Ob ich viele meiner eigenen Gedanken und Erkenntnisse auf die Romanheldin übertragen habe? Ja, viele. Ich habe einen Roman geschrieben und überlasse es dem Leser, sich vorzustellen, was ich mir ausgedacht habe, was mir meine Nachbarin erzählt hat und was aus meiner eigenen Biographie stammt.

Ihr Großvater lernt seine spätere Frau bei einem Konzert kennen, in dem Rachmaninow auftritt, und er selbst wäre gern Musiker geworden. Jakows Enkel Jurik verwirklicht diesen Traum, wenn auch auf eine ganz eigene Art. Haben Sie diese Begabung ebenfalls geerbt?

Musik ist ein wichtiger Teil meines Lebens, aber ich besitze nicht das Talent meines Großvaters. Im Roman spielt die Musik eine wichtige Rolle, sie ist für mich wie eine handelnde Person und zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte. Ein



*Großvater Jakob
Samuilowitsch Ulitzki*



Jakow Ulitzki als Soldat

Ljudmila Ulitzkaja »erweist sich als kluge, warmherzige, einfühlsame und moralisch unbestechliche Zeitgenossin, die Selbstkritik ebenso beherrscht wie die Entlarvung unhaltbarer politischer Zustände.«

Ilma Rakusa, *Neue Zürcher Zeitung*

weiteres, mir ebenso wichtiges Thema ist die Wissenschaft. Und natürlich das Theater. Es beginnt bei Jakows Frau Marussja, die Anfang der zwanziger Jahre ihre Leidenschaft für das avantgardistische Tanztheater von Isadora Duncan entdeckt. Nora, ihre Enkelin, hat auch mit dem Theater zu tun, aber es ist schon ein ganz anderes Theater in einer anderen Zeit. Aber beide – Marussja als gescheiterte Tänzerin ebenso wie Nora als Bühnenbildnerin – erforschen mit Hilfe des Theaters das Leben in seiner höchsten spielerischen Form. Ich habe auf Nora natürlich einen Teil meiner eigenen Theatererfahrung aus den siebziger und achtziger Jahren übertragen, auch meine Gedanken über die Wesenszüge des Theaters. Sie entwirft und beschreibt Inszenierungen, die ich selbst gern in meiner Jugend realisiert hätte. Ich war nie Regisseurin, aber ich schreibe bis heute Theaterstücke. Und ich habe »meinen« Regisseur gefunden. In den letzten Jahren hat der polnische Regisseur Andrzej Buben sechs meiner Stücke beziehungsweise Bücher auf die Bühne gebracht. Eine Inszenierung besser als die andere! Es gibt zwar keine romantische Beziehung zwischen uns wie bei Nora und Tengis, aber ich bin glücklich, dass ich meine Theaterarbeit auf diese Weise fortsetzen konnte.

Wie in vielen Ihrer Romane und Erzählungen stehen auch hier wieder Frauen im Mittelpunkt. Sie alle scheinen ihr Leben dem ihrer Männer unterzuordnen, am Ende stehen sie aber als Stärkeren da.

Es sind drei Generationen von Frauen und drei verschiedene Charaktere. Ich würde nicht sagen, dass Marussja als Siegerin hervorgegangen ist. Sie ist diejenige mit dem widersprüchlichsten Charakter, sie war innerlich gespalten: Sie wollte zugleich eine Frau des »silbernen Zeitalters« und eine Bolschewikin sein. Das war nicht möglich. Nora ruht mehr in sich und ist selbständiger. Amalia wiederum ist unkomplizierter, sie hält die Liebe zu ihrem Auserwählten für ihre Bestimmung im Leben

und ist damit sehr glücklich. Sie ist eine wunderbare, einfache und gutherzige Frau.

Nora hatte ein kompliziertes Verhältnis zu ihrer Großmutter Marussja. Wie war es bei Ihnen?

Ich hatte den Kontakt zu meiner Großmutter wegen eines privaten Streits für ein paar Jahre abgebrochen, und dann traf ich sie auf der Straße und sah, wie alt und gebrechlich sie geworden war. Ich schämte mich dafür, dass ich mich von ihr abgewendet hatte, selbst wenn es gute Gründe dafür gab. Ich rief sie an, und wir blieben bis zu ihrem Tod in Verbindung. Aber leider war unsere Beziehung dann nicht mehr so innig wie in meiner Kindheit.

Sie verbinden in Ihrem Roman zwei Erzählstränge miteinander, wodurch sich interessante Spiegelungen ergeben. Wie entstand dieses Konstruktionsprinzip?

Der Roman ist gewachsen wie ein Baum – er hatte zunächst einen Stamm, der wuchs gerade, ohne sich zu biegen, und aus ihm heraus wuchsen viele Zweige, die alle mit ihm verbunden blieben. Alle Verästelungen, ob sie nun Theater, Musik, Genetik oder andere Wissenschaftsthemen betrafen, haben diese Grundlinie, den Stamm genährt. Dieser Roman war für mich wie eine Forschungsarbeit und der Versuch herauszufinden, in welchem Maße wir eine Fortsetzung unserer Vorfahren bilden, jener schier unendlichen Kette von Menschen, die schon aus dem Leben geschieden sind. Das Aussehen, Besonderheiten des Körperbaus, Talente, Unzulänglichkeiten, Temperament – all das vererbt sich ja.

Die Verbindung der Generationen ist nicht zum ersten Mal Thema in Ihren Werken – man denkt sofort an *Medea und ihre Kinder* oder *Das grüne Zelt*. Warum ist Ihnen dieses Thema besonders wichtig?

Wer seinen Platz in der Welt finden will, muss verstehen, dass er nur ein Glied in einer langen Generationenkette ist, in der alle aufs engste miteinander verbunden sind. Dadurch entsteht das Gefühl, zu einer großen Familie zu gehören, zu einem Volk, zur ganzen Welt – das Gefühl einer Verwandtschaft aller Menschen auf der Erde, einer gemeinsamen Herkunft. Letztlich sind wir damit wieder beim Thema Erinnerung. Ich habe einen deutschen Freund, der im selben Jahr geboren ist wie ich, aber er ist in Westdeutschland aufgewachsen und ich in der Sowjetunion. In einem Gespräch haben wir festgestellt, dass das Problem der »schweigenden Generation« in beiden Ländern das gleiche war. Nur denkt man bei uns über diese schwarzen (oder weißen) Flecken immer noch nicht nach. Ich bemühe mich, soweit es mir möglich ist, dagegen anzugehen.

Wie ist es heute in Russland, beschäftigen sich die Menschen mit ihren Vorfahren?

Der Roman hat viele Menschen dazu angeregt, über ihre eigene Familiengeschichte nachzudenken, Leben und Schicksal ihrer Vorfahren zu ergründen. Erst kürzlich hat ein junger Historiker aus Sibirien, Denis Karagodin, einen interessanten Artikel veröffentlicht. Er listet darin minutiös auf, wer an der Verurteilung seines Großvaters beteiligt war, eines einfachen Bauern, der nach dem Prozess erschossen worden war. In den beigegeführten Dokumenten sind alle Namen zu finden – wer ihn erschossen hat, wer die Leichen transportierte und verscharrte, wer die Ermittlungen führte und den Prozess initiierte, bis hin zu den Verantwortlichen im ZK der Partei. Nun will er selbst einen Prozess anstrengen. Was mich am meisten an seiner Geschichte beeindruckt: Denis bekam einen Brief von der Enkelin eines dieser Täter, die von seinem Artikel zutiefst erschüttert war. Und sie fanden eine gemeinsame Sprache – die Sprache der Trauer, des Schmerzes, aber auch der Wahrheit.

In Ihrem Roman geht es immer wieder um den göttlichen Text, der unserem Leben zugrunde liegt. Was verstehen Sie darunter?

Der phantastische Durchbruch in der Genetik – die Entschlüsselung des Erbguts – gibt uns heute die Möglichkeit, jeden Menschen quasi zu »lesen«. In diesem Sinne ist jeder Mensch ein zu entschlüsselnder Text. Aber auch früher wussten die Menschen in der Regel, welche Eigenschaften sie von der Mutter, dem Vater oder den Großeltern geerbt hatten. Ich habe meinen Großvater nur ein Mal gesehen, als ich elf Jahre alt war, und erst als ich seine Briefe las, ist mir bewusst geworden, wie viel ich von ihm geerbt habe. Diese späte Erkenntnis hat nichts an meinem Leben geändert, aber ich habe verstanden, wie nah mir der Mensch stand, den ich verloren hatte. Und es bleibt mir nur zu bedauern, wie viel ich von ihm nicht geerbt habe. Leider schützt uns das Wissen um die Grundstruktur des eigenen Charakters und unsere Erbanlagen nicht davor, dass wir die gleichen Probleme lösen müssen, vor denen schon unsere Vorfahren standen.

Der Roman trägt den Titel *Jakobsleiter*. Im Russischen lässt sich eine direktere Verbindung zum Namen Ihres Großvaters herstellen, als dies im Deutschen gelingt. Welche Assoziationen verbinden Sie mit dem biblischen Bild der Jakobsleiter?

Dieses Bild der Leiter ist von großer Bedeutung. Es ist eine Leiter der Erkenntnis, der Erweiterung des Horizonts, ob wir dies wollen oder nicht. Wir alle stehen auf dieser riesigen Leiter, hinter uns stehen unsere Vorfahren, vor uns unsere Nachkommen. Der Sinn dieser Leiter besteht darin, dass wir sie hinaufsteigen. Sie führt uns irgendwohin nach oben. Und ohne zu begreifen, was mit uns geschieht, ohne das Wissen und die Erfahrungen unserer Vorfahren können wir nicht vorankommen. Wer die Erfahrungen seiner Eltern und Großeltern verinnerlicht hat, der kommt schneller voran. Wohin diese Leiter

am Ende führt, darauf weiß ich keine Antwort. Aber die Bewegung an sich ist verlockend und schön.

Hat die Sowjetzeit die Menschen verbogen, verunstaltet? Was geht davon auf die nächsten Generationen über?

Wichtig ist, dass wir uns dieser Verbiegungen bewusst sind. Wenigstens zum Teil. Jede Gesellschaft hinterlässt Spuren bei den Menschen. Es ist ein ewiger Kampf der herrschenden Macht gegen den Einzelnen. Immer und überall. Der Staat will, dass seine Bürger sich ihm unterordnen, der Mensch aber will frei sein. Besonders gewaltsame Regime verlangen von ihren Bürgern die totale Konformität. Wir alle – unsere Großväter, wir, unsere Enkel – sind Teil dieses Kampfes. Die Sowjetmacht hat ihr Volk in Angst gehalten, jetzt ist die Angst scheinbar geringer, aber es stellt sich heraus, dass die Gier an ihre Stelle treten kann. Wir werden sehen, was aus unseren Kindern wird, das ist spannend. Es wäre schön, wenn sie besser würden als wir.

März 2017

*Gespräch und Übersetzung aus dem Russischen:
Christina Links*

»Ljudmila Ulitzkaja ist eine kleine, überraschend zarte Person. Ihr großer Kopf mit dem kurz geschnittenen Haar und einem Gesicht, in dessen Ruhe man spazieren gehen kann, lässt auf eine Babuschka schließen, die auch gut in ihre Küche passen würde ... Doch Ulitzkaja ist von leiser Konzentration und im Gespräch von einer Geduld, in der sich Gelassenheit und Vorsatz treffen.«

Elke Schmitter, *Der Spiegel*



»Die Jakobsleiter ist eine Leiter der Erkenntnis, der Erweiterung des Horizonts, ob wir dies wollen oder nicht. Wir alle stehen auf dieser riesigen Leiter, hinter uns stehen unsere Vorfahren, vor uns unsere Nachkommen. Der Sinn dieser Leiter besteht darin, dass wir sie hinaufsteigen. Und ohne zu begreifen, was mit uns geschieht, ohne das Wissen und die Erfahrungen unserer Vorfahren können wir nicht vorankommen.«

Ljudmila Ulitzkaja

Familiengeschichte, Gesellschaftsroman und Panorama eines Jahrhunderts

Über den Roman *Jakobsleiter*

Im Mittelpunkt von Ljudmila Ulitzkajas großem Roman stehen Jakow Ossetzki und seine Enkelin Nora. Die beiden haben sich nur ein einziges Mal gesehen, Mitte der fünfziger Jahre, als Nora noch ein Kind war und das Leben des Großvaters sich bereits dem Ende näherte. Nora hat lediglich eine flüchtige Erinnerung an diese Begegnung, als sie viele Jahre später die Tagebücher des Großvaters und dessen Korrespondenz mit seiner Frau Marussja liest. Auf einmal interessiert sie sich für seine ganze Lebensgeschichte, insbesondere für die Zeit unter dem Stalinismus, und besorgt sich schließlich auch seine Akte aus den Archiven des KGB.

Jakow Ossetzki ist ein vielseitiger Mann. Lieber würde er Musiker werden, aber sein Vater zwingt ihn zu einem Wirtschaftsstudium. Wie seine Frau Marussja stammt er aus Kiew – bei einem Konzert von Rachmaninow sind sich die beiden zum ersten Mal begegnet. Nach der Oktoberrevolution ziehen sie mit ihrem kleinen Sohn nach Moskau. Dort arbeitet Jakow als Statistiker bei der Regierung und macht sich durch seine kritischen Beobachtungen bald unbeliebt. Als angeblicher Volksfeind wird er 1931 zuerst nach Stalingrad und später im Abstand von wenigen Jahren zweimal nach Sibirien verbannt. Während Jakow seine Frau nach wie vor liebt und ihr bewegende Briefe schreibt, entwickelt sie zunehmend eine regierungstreue Gesinnung und wendet sich von ihm ab. Auch sein Sohn Genrich grollt ihm, da er wegen des Vaters nicht die ersehnte Karriere in der Luftfahrt machen kann. 1936, Jakow ist noch in Sibirien, lässt sich Marussja von ihm scheiden.

Der Roman *Jakobsleiter* besteht aus zwei großen Erzählsträngen. Während der eine Jakow Ossetzkis Geschichte zwischen 1910 und seinem Tod 1955 vorwiegend in Briefen und Tagebuchnotizen wiedergibt, erzählt der andere von Noras Leben. 1975 stirbt ihre Großmutter Marussja und hinterlässt ihr eine Weidentruhe mit Briefen und Papieren. Doch dafür hat Nora jetzt keine Zeit. Sie arbeitet als Bühnenbildnerin, hat einen Geliebten, Tengis, einen georgischen Regisseur, und außerdem noch ein Baby. Sehr jung heiratete sie einen Klassenkameraden, ein mathematisches Genie mit stark autistischen Zügen. Zwar hielt die Ehe nicht, aber sie machte ihn zum Vater ihres Kindes. Tengis will nicht Vater werden, denn er hat noch eine Ehefrau in Tiflis. Der kleine Jurik, den Nora allein großzieht, wird bald zum Sorgenkind. Er entwickelt sich nur langsam, wirkt ein wenig verhaltensgestört und gerät in den neunziger Jahren als Jazzmusiker in New York in die Drogenszene. Die tatkräftige Nora holt ihn da heraus. Erst 2011, in fortgeschrittenem Alter, wird sie das Tagebuch und die Briefe ihres Großvaters zur Hand nehmen und dessen Lebensgeschichte aufschreiben.

Mit *Jakobsleiter* hat Ljudmila Ulitzkaja einen spannenden und höchst abwechslungsreichen Gesellschaftsroman geschrieben, der das ganze 20. Jahrhundert in Russland umspannt. Die *Jakobsleiter* bezeichnet die Verbindung zwischen den Generationen. Vieles, was diese Menschen erleben, ist durch Vorfahren und Gene bestimmt, vieles durch die politischen Verhältnisse bedingt, und doch gestaltet jeder sein ganz individuelles, einzigartiges Leben.

»Heiter, ausgestattet mit einem auf Selbstironie gegründeten Humor, erfahren in Menschen- dingen, nachsichtig, aber nicht blind für die Fehler und Schwächen ihrer Figuren. Dem ›Menschlichen‹ in den Menschen gilt ihr Interesse.«

Samuel Moser, *Neue Zürcher Zeitung*



Aus dem Russischen von
Ganna-Maria Braungardt
Ca. 640 Seiten
Besondere Ausstattung:
Gebunden, Lesebändchen
Mit Stammbaum
bedrucktes Vorsatzpapier
Ca. € 26,- [D] / € 26,80 [A]
ISBN 978-3-446-25653-8
Auch als E-Book erhältlich
Erscheint am 21. August 2017

»Die Papiere reiften jahrelang
im Dunkel ihres Sekretärs.
Als Nora sie schließlich heraus-
nahm, waren alle Menschen
gestorben, die Noras Fragen,
die ihr beim Lesen der Briefe
kamen, hätten beantworten
können.«

Leseprobe aus *Jakobsleiter*

Erstes Kapitel

Die Weidentruhe

(1975)

Der Kleine war vom ersten Augenblick an schön – er hatte ein deutliches Grübchen am Kinn, und sein Köpfchen schien durch die Hand eines guten Friseurs gegangen zu sein: Die Haare waren kurz wie die seiner Mutter, nur ein wenig heller. Nora liebte ihn sofort, obgleich sie vorher ihre Zweifel gehabt hatte. Sie war zweiunddreißig und glaubte Menschen nur noch lieben zu können, wenn sie es verdienten, nicht einfach so, nur weil sie mit ihr verwandt waren. Der Kleine rechtfertigte die unmotivierte Liebe vollkommen – er schlief gut, schrie nicht, trank fleißig und betrachtete interessiert seine geballten Fäustchen. Disziplin zeigte er nicht – er schlief mal zwei, mal sechs Stunden hintereinander, dann wachte er auf, bewegte schmatzend die Lippen, und Nora legte ihn sofort an die Brust. Auch sie hielt nichts von Disziplin, und sie registrierte diese Gemeinsamkeit.

Ihre Brüste hatten eine märchenhafte Verwandlung erfahren. Schon während der Schwangerschaft ansehnlich angeschwollen, waren die einst flachen Schalen, aus denen nur die Nippel herausragten, nun, da reichlich Milch einschoss, zu etwas sehr Wichtigem geworden. Nora betrachtete sie mit Respekt und empfand diese Verwandlung als merkwürdig angenehm. Obwohl sie körperlich eher lästig und unbequem war, vor allem das ständige Druckgefühl. Das Stillen selbst weckte verdächtig wohlige Empfindungen, die mit dem eigentlichen Vorgang nichts zu tun hatten. Inzwischen war der Kleine bereits drei Monate auf der Welt und hieß nicht mehr »Baby«, sondern Jurik.

Er bekam das einstige Zimmer von Noras Mutter, das unbewohnt war, seit Amalia Alexandrowna endgültig zu ihrem Mann Andrej Iwanowitsch aufs Land gezogen war. Zwei Wochen vor der Entbindung hatte Nora das Zimmer rasch gestrichen, und nun schlief Jurik in dem weißen Kinderbett, das im zweiten Akt der *Drei Schwestern* als Requisite hatte dienen sollen. Die Aufführung war verboten worden, was inzwischen niemanden mehr interessierte, doch in der vorigen Spielzeit hatte der Skandal das ganze Theater erschüttert. Nora war die Ausstatterin gewesen, Tengis Kusiani der Regisseur.

Vor seinem Abflug nach Tbilissi hatte Tengis gesagt, er werde nie wieder nach Moskau zurückkehren. Ein Jahr später rief er Nora an und erzählte ihr von einem Angebot aus Barnaul, er solle Ostrowskis *Mädchen ohne Mitgift* inszenieren, er überlege noch. Am Ende des Gesprächs forderte er Nora auf, ihn als Ausstatterin zu begleiten. Er schien nicht zu wissen, dass sie ein Kind bekommen hatte. Oder tat er nur so? Erstaunlich – sollte der Buschfunk diesmal versagt haben? Die Theaterwelt war ein Misthaufen, in dem stets im Privatleben gewühlt, jede noch so nichtige Kleinigkeit bekannt wurde; und wer wen liebte, wer bei einem Gastspiel in der Provinz mit wem zusammen auf den Hotellaken gelandet war und welche Schauspielerinnen wessen Kind abgetrieben hatte – solche Dinge verbreiteten sich erst recht im Nu.

Nora betraf das kaum, sie war kein Star. Sie hatte lediglich ein glänzendes Fiasko hingelegt. Und ein Kind geboren. Die Theaterwelt fragte sich im Stillen: Von wem wohl? Denn natürlich wussten alle über ihr Verhältnis mit dem Regisseur Bescheid. Noras Mann war nicht am Theater, er war »von draußen«, und sie selbst gerade mal eine junge Bühnenbildnerin, deren Karriere erst begann. Und womöglich schon beendet war. Deshalb zeigte der Theaterklüngel kein besonderes Interesse an ihr, es gab kein Getuschel hinter ihrem Rücken und

keine verstohlenen Blicke. Aber auch das war nun ohne Belang, denn Nora hatte im Theater gekündigt.

Jurik war seit acht Uhr wach. Um neun hatte die Krankenschwester Taissija kommen sollen, um ihn zu impfen, doch es war schon nach zehn, und sie ließ sich noch immer nicht blicken. Nora ging ins Bad, Wäsche waschen. Sie hätte das Klingeln fast überhört, stürzte zur Tür und öffnete. Taissija plapperte gleich auf der Schwelle los. Sie war nicht nur Krankenschwester in der Kinderarztpraxis, sie empfand ihre Arbeit als Mission: Sie erzog die unverständigen jungen Mütter, weihte sie in das heilige Mysterium der Kinderaufzucht ein und vermittelte ihnen nebenbei jahrhundertalte Frauenweisheiten, belehrte sie über Ehe und Familie, war eine Expertin im Umgang mit Schwiegermüttern und dem übrigen Anhang der Ehemänner, einschließlich ihrer Exfrauen. Sie war eine fröhliche und eifrige Tratscherin und überzeugt, dass all die Kleinen ohne ihre Betreuung – »Betreuungsschwester« war ihre offizielle Bezeichnung – nicht gut gedeihen würden. Sie akzeptierte keine anderen Methoden als ihre eigenen. Fiel der Name Doktor Spock, geriet Taissija außer sich.

Von allen »Mamas« mochte sie solche wie Nora am liebsten – Erstgebärende, ohne Ehemann, ohne mütterlichen Beistand. Nora war ein Idealfall: Geschwächt von der Entbindung, schonte sie ihre Kräfte fürs Überleben und wehrte sich nicht gegen Taissijas Belehrungen. Zudem hatte sie bei ihrer Arbeit am Theater, wo sich die Schauspieler aus Neid und Eifersucht ständig zankten wie kleine Kinder, gelernt, sich jeden Blödsinn mit gut gespielter Aufmerksamkeit anzuhören, an den richtigen Stellen zu schweigen und mitfühlend zu nicken.

Nora stand neben Taissija, hörte ihrem Geplapper zu und beobachtete, wie die Schneeflocken auf den nadelfeinen Haaren von Taissijas Pelzmantel zu kleinen Tropfen wurden und hinunterrollten.

»Entschuldige, ich bin zu spät, stell dir vor, ich komme zu den Siwkows – kennst du Natascha Siwkowa aus Wohnung fünfzehn? Ihre Olenka ist acht Monate, eine passende Braut für deinen Kleinen –, und da ist gerade Zoff. Die Schwiegermutter aus Karaganda ist zu Besuch und mäkelte an Natascha rum, von wegen sie kümmert sich nicht genug um ihren Mann und ernährt das Kind falsch, deshalb ist es ganz wund. Na, du kennst mich, da hab ich mal ein Machtwort gesprochen.«

Taissija ging ins Bad, Hände waschen, und kritisierte Nora nebenbei: »Wie oft muss ich dir noch sagen, du sollst zum Waschen Babyseife nehmen, die Pulver taugen nichts. Hör auf mich, ich bring dir nichts Schlechtes bei.«

Es war kurz nach elf. Jurik war eingeschlafen, und Nora wollte ihn nicht wecken. Sie bot Taissija Tee an. Taissija setzte sich in der Küche auf den Platz des Familienoberhaupts. Den wichtigsten Platz einzunehmen passte zu ihr, zu ihrem großen Kopf voller Locken, die zu einem Knoten hochgesteckt waren und von einer Kammspange gehalten wurden; alles im Raum ordnete sich respektvoll um sie herum, sie wurde sofort zum Mittelpunkt der Tassen und Teller, die zu ihr strebten wie Schafe zum Hirten. Ein schönes Arrangement, registrierte Nora mechanisch.

Sie stellte eine Pralinenschachtel mit einem fliegenden Rentier auf den Tisch. Gäste brachten manchmal so etwas mit, doch Nora mochte nichts Süßes, die Schokolade wurde »für Gelegenheiten« aufgehoben und bekam einen weißen Belag.

Taissija langte nach der Konfektschachtel, wobei Tropfen aus ihrem Haar auf den Tisch fielen, überlegte, welche der teuren Pralinen sie wählen sollte, ließ die Hand in der Luft schweben und fragte plötzlich: »Nora, bist du eigentlich verheiratet?«

Sie weicht mich in die Geheimnisse der Babypflege ein und will meine dafür, als Gegenleistung für die Seife. Dialoge so zu verstehen, ihren verborgenen Sinn wahrzunehmen, hatte Tengis Nora beigebracht.

»Ja, bin ich.«

Kein Wort zu viel, das konnte alles verderben, der Dialog musste so laufen, dass der andere nachfragte.

»Schon lange?«

»Seit vierzehn Jahren, seit der Schulzeit.«

Pause. Es funktionierte wunderbar.

»Na ja, immer wenn ich komme, bist du allein zu Hause ... Er unterstützt dich nicht, auch in die Praxis kommst du immer allein ...«

Nora überlegte einen Augenblick: Sollte sie sagen, er sei Hochseekapitän? Oder sitze im Gefängnis?

»Er kommt nur zu Besuch. Lebt bei seiner Mutter. Er ist ein ganz besonderer Mensch, sehr begabt, Mathematiker, aber im praktischen Leben etwa so wie Jurik.« Nora sagte die Wahrheit. Ein Zehntel der Wahrheit.

»Oh«, entgegnete Taissija lebhaft, »ich kenne einen ähnlichen Fall!«

Doch da vernahm Nora mit ihrem feinen Gehör ein Rascheln und ging zu ihrem Sohn. Er war aufgewacht und schaute seine Mutter wie erstaunt an. Hinter ihr stand Taissija, und auf die war sein Blick geheftet.

»Na, Jurotschka, sind wir aufgewacht?« Taissija lächelte breit.

Nora nahm den Jungen aus dem Bett. Er drehte den Kopf zur Kinderschwester und schaute abwartend.

Nora besaß keinen Wickeltisch. Nur einen aufklappbaren Sekretär, und auf den passte Jurik kaum noch drauf. Aber Nora wickelte ihn auch nicht. Die Mädchen in der Theaterschneiderei hatten ihr zwei Bodys genäht, von einem westlichen Modell abgekupfert. Taissija murrte ein bisschen über die kapitalistischen Höschen mit Gummieinlage, in denen die nasse Windel zum Wundsein führe, küsste das Baby auf den Po, wies Nora an, ein sauberes Laken auf die Couch zu legen, und ging die Impfung vorbereiten.

Sie mixte etwas aus zwei Ampullen zusammen, zog die Spritze auf und pikste die Nadel leicht in den Kleinen. Er verzog das Gesicht, wollte losschreien, besann sich aber. Schaute seine Mutter an und lächelte.

Kluger Junge, er versteht alles, dachte Nora begeistert.

Taissija ging in die Küche, den Wattebausch wegwerfen, und rief von der Schwelle: »Das Wasser! Nora! Das Wasser läuft noch! Überschwemmung!«

Die Wanne war übergelaufen, das Wasser hatte den Flur überschwemmt und lief nun in die Küche. Sie steckten Jurik ins Bett, offenbar zu hektisch und nervös, denn er fing an zu weinen. Nora drehte den Hahn ab, warf Handtücher auf den Boden und begann zu wischen. Taissija half ihr flink. Da klingelte in das Brüllen des Babys hinein das Telefon.

Die Nachbarn, das Wasser, dachte Nora und lief zum Telefon, um zu sagen, dass sie schon am Aufwischen sei.

Aber es waren nicht die Nachbarn. Es war Noras Vater, Genrich Jakowlewitsch.

Wie immer zur Unzeit, dachte Nora noch. Jurik schrie gekränkt, zum ersten Mal im Leben so laut, dazu das Wasser, das schon nach unten durchlief.

»Papa, bei mir ist Überschwemmung, ich ruf dich später zurück.«

»Nora, Mama ist gestorben«, sagte er langsam und feierlich. »Heute Nacht ... zu Hause ...« Dann fügte er mit ganz normaler Stimme hinzu: »Komm her, schnell, ich weiß nicht, was ich machen soll.«

Nora schleuderte den ausgewrungenen Lappen auf den Boden. Ausgerechnet jetzt – warum suchten sich ihre Angehörigen sogar fürs Sterben den unpassendsten Moment aus?

Taissija begriff sofort. »Wer?«

»Meine Großmutter.«

»Wie alt?«

»Über achtzig, glaube ich. Sie hat ihr Alter verheimlicht, hat

sich jünger gemacht, auch im Ausweis. Lässt du mich für ein paar Stunden weg?«

»Geh nur, geh. Ich bleibe hier.« (...)

In Großmutters Zimmer roch es nach Rauch – Noras Vater hatte es vollgequalmt – und dem Kölnisch Wasser, das Großmutter ihr Leben lang mit einem Zerstäuber um sich versprüht hatte. Diese Prozedur ersetzte ihr das Putzen. Nun lag sie auf der selbstgezimmerter Liege, in einem weißen Nachthemd mit Stopfstellen am Kragen, klein, den Kopf stolz gereckt, die Augen nicht ganz geschlossen. Der Unterkiefer hing ein wenig herab, der Mund war leicht geöffnet, auf dem Gesicht lag der Schatten eines Lächelns.

Nora schnürte es die Kehle zu vor Mitleid. Sie sah plötzlich, wie elend und stolz die Großmutter gelebt hatte. Ideologisch motivierte Armut. Nackte Fenster – Gardinen und Vorhänge waren ihrer Überzeugung nach kleinbürgerlich. Die beiden Flügeltüren, Attribute der einst herrschaftlichen Wohnung, verstellt oder eher verbarrikadiert, die eine mit einem Büfett, die andere mit einem Bücherschrank. Der enthielt ebenso viel Staub wie Bücher. Auf den Staub hatte Nora schon früher allergisch reagiert, wenn sie hier übernachtete – in jenen Jahren, als sie Großmutter Marussja noch »Murlyka« nannte, wie eine schnurrende Katze, und mit kindlicher Leidenschaft verehrte. Die Bücher kannte sie allesamt. Hatte sie gelesen, gründlich gelesen. Bis heute schlug Nora jeden Kretin mit ihrer umfassenden kulturellen Bildung, und die stammte aus diesen rund zweihundert Büchern, ausgewählt wie für ein Leben auf einer einsamen Insel, alle voller Randbemerkungen. Von der Bibel bis zu Freud. Ja, eine einsame Insel. Das heißt, nicht ganz einsam – hier lebten Scharen von Wanzen. Nora war als Kind von ihnen furchtbar gepeinigt worden, Großmutter aber hatte sie gar nicht bemerkt. Oder hatten umgekehrt die Wanzen sie ignoriert?

An der Tür hing ein zerschlissener Wandteppich, der niemals gewaschen oder gereinigt worden war. An der Decke ein nacktes »Iljitsch-Lämpchen«, wie die Glühbirnen früher genannt wurden – nach Wladimir Iljitsch Lenin, den Großmutter zutiefst und furchtsam verehrte. Ja, sie hatte die Krupskaja gekannt und Lunatscharski, war Kulturarbeiterin gewesen, hatte ein Laienspielstudio für verwahrloste Kinder organisiert. Was für eine wunderliche Bücherwelt – in friedlicher Nachbarschaft lebten hier Karl Marx und Sigmund Freud, Stanislawski und Jewreïnow, Andrej Bely und Nikolai Ostrowski, Rachmaninow und Grieg, Ibsen und Tschchow! Und natürlich ihr geliebter Hamsun! Der hungrige Journalist, der schon auf Lederriemen kaute und vor Hunger wunderschön halluzinierte, bis ihm ein verblüffender Gedanke kam: Vielleicht sollte er arbeiten gehen? Und sich dann als Schiffsjunge verdingte.

Großmutter hatte sich mit einer Art esoterischem Tanz befasst, dann mit der später vergessenen und verbotenen Wissenschaft Pädologie, und in ihren späten Lebensjahren bezeichnete sie sich als »Essayistin«. Ihr Leben war erfüllt von geistigen Interessen. Und vom heutigen Leben ebenso weit entfernt wie die Kreidezeit. Das alles stürzte auf Nora ein, als sie, noch in der Jacke, vor ihrer für immer eingeschlafenen Großmutter stand.

Nora verdankte ihr so vieles. Großmutter hatte auf diesem Klavier gespielt und Nora dazu »ihre Stimmung getanzt« ... Hier, an dieser Ecke des Tisches, hatte Nora ein blaues Pferd gemalt ... und Großmutter war begeistert, sprach vom Blauen Reiter, von Kandinsky ... Sie gingen zusammen ins Puschkin-Museum ... ins Theater ... Wie sehr hatte Nora sie damals geliebt ... und wie schrecklich enttäuscht war sie von ihr gewesen, wie kalt hatte sie ihr den Rücken gekehrt. Großmutter hasste alles Bürgerliche, verachtete Spießertum, nannte sich eine »parteilose Bolschewikin«. Vor acht Jahren hatten sie sich völlig zerstritten, peinlicherweise aus politischen Gründen. Wie absurd ... wie blödsinnig.

Zu zweit legten sie den steifen Körper auf den ausgezogenen Tisch. Er war nicht schwer. Der Vater ging in die Küche, rauchen, und Nora zerschnitt mit einer Schere das uralte Nachthemd. Es zerfiel unter ihren Händen. Dann füllte sie eine Schüssel mit kühlem Wasser, wusch den Leichnam, der aussah wie ein schmales Boot, und staunte dabei über dessen Ähnlichkeit mit ihrem eigenen Körper: schlanke, lange Beine, Füße mit hohem Spann, sehr lange, große Zehen, die Nägel lange nicht geschnitten, kleine Brüste mit rosa Brustwarzen, langer Hals und schmales Kinn. Der Körper wirkte jünger als das Gesicht, die Haut war weiß und haarlos.

Der Vater rauchte in der riesigen Küche mit den vielen Tischen – jede Familie, die in der Wohnung lebte, besaß einen eigenen – und ging hin und wieder in den Flur, wo das uralte Telefon hing, um die Verwandten zu benachrichtigen. Nora hörte seine tragische Stimme immer dieselben Worte sagen: Mama ist heute Nacht gestorben, wegen der Beerdigung melde ich mich später. (...)

In Großmutters Zimmer fand Nora mehrere Personen vor – ihren Vater und seinen Assistenten Valera Besborodko, Katja mit ihrer Tochter Ninka, die Nachbarin Raissa und eine Frau von der Hausverwaltung mit einer schief sitzenden roten Perücke. Die Frauen sprachen leise, aber lebhaft miteinander. Verhandlungen über Großmutters Nachlass, vermutete Nora.

»Ach, Marussja tut mir so leid.« Raissa wackelte mit dem Kopf. »Fast fünfzig Jahre haben wir hier Wand an Wand gelebt. Ich hab nie ein böses Wort zu ihr gesagt. Ich hätte als Erinnerung gern ...«

»Was hätten Sie gern, Raissa?«, unterbrach Genrich sie überraschend scharf.

»Nein, nein, Genja, ich sag nur, fast fünfzig Jahre, sozusagen ein Herz und eine Seele.« Damit wick sie zurück zur Tür.

Wie die Krähen, dachte Nora und warf rasch und entschied-

den alle hinaus. Ihr Vater schaute sie dankbar an. Er hatte seine Kindheit in dieser Wohnung verbracht, hatte diese alten Weiber als junge Frauen gekannt, aber nie gelernt, richtig mit ihnen umzugehen – er schlug immer den falschen Ton an, mal zu hochmütig, mal zu unterwürfig. Nora wusste, dass er sich nie von Gleich zu Gleich verständigen konnte, er kannte nur eine Stufenleiter – über mir, unter mir ... Der Ärmste, bedauerte sie ihren Vater und empfand sogar eine gewisse Wärme für ihn. Er spürte das und legte ihr die Hand auf die Schulter. Unsicher. Er hatte Nora, weil sie seine Tochter war, stets als jemanden betrachtet, der unter ihm stand, und sie deshalb von oben herab behandelt, doch als sie herangewachsen war, hatte sie ihm ihre Haltung klargemacht. Sie war achtzehn, als sie ihn eines Tages besuchte, in seinem neuen Zuhause, bei seiner neuen Familie, und unter vier Augen machte er ihr Vorwürfe, dass sie so selten komme, das sei bestimmt der Einfluss ihrer Mutter, die nicht wolle, dass sie Kontakt hätten. Nora widersprach schroff: »Kapiert du nicht, Pa, wenn Mama dagegen wäre, würde ich dich überhaupt nicht besuchen. Es ist ihr einfach egal.«

Seitdem machte er ihr keine Vorhaltungen mehr.

Um zehn wurde der Sarg gebracht. Zwei Männer stellten ihn geschickt auf den Tisch, schoben die Tote beiseite, hoben sie blitzschnell, ja fast artistisch hoch, und mit einem hölzernen Aufprall landete der Körper präzise in dem Kasten. Der Vater ging mit den Männern hinaus und ließ Nora allein. Er bezahlte die beiden im Flur, und Nora hörte, wie sie sich bedankten. Sie hatten vom Vater offenkundig mehr erhalten als erwartet.

Nora legte die aufgeschnittenen Kleidungsstücke im Sarg wieder ordentlich zurecht, kämmte und scheitelte das schütterte Haar, wie Großmutter es getragen hatte, strich widerspenstige Strähnen zurück und betrachtete liebevoll die leicht fliehende hohe Stirn und die langen Wimpern. Großmutter's Körper hatte etwas von einer Integralkurve, im Umriss der Wangenknochen,

im Übergang vom Hals zur Schulter, von den Knien zu den Zehen. Nora verspürte sogar Lust, sofort zum Bleistift zu greifen. Die Tote schien sich in der Nacht verändert zu haben. Ihr Gesicht war nicht landläufig schön – es war edel und schmal; die überflüssige Altershaut, die zu Lebzeiten schlaff unter ihrem Kinn hing, hatte sich gestrafft, Großmutter wirkte nun jünger. Schade, dass ich ihr nicht ähnlich sehe, dachte Nora.

»Nora, die Nachbarn sagen, wir müssen was auf den Tisch stellen, also ... ein Totenmahl ...« Der Vater sah sie erwartungsvoll an.

Nora überlegte kurz. Großmutter hatte es nicht ausstehen können, wenn die Nachbarinnen in ihr Zimmer kamen.

»Sag Katja, sie soll was besorgen, und gib ihr Geld. Sie soll in der Küche decken. Aber sie soll nicht so viel Wodka kaufen, sonst besäuft sie sich. Ohne Totenmahl geht's bei uns eben nicht.«

Der Vater stimmte ihr zu.

»Vor dem Krieg standen weniger Tische in der Küche, da wurde immer dort gedeckt. Damals wohnten viele alte Leute in der Wohnung. Die sind jetzt alle tot. Ich bin nie zu so einem Totenmahl gegangen, Mama auch nicht. Aber mein Vater, der ging merkwürdigerweise hin.«

Zuvor hatte Genrich seinen Vater fast nie erwähnt. Das fiel Nora plötzlich auf, und sie wunderte sich: Tatsächlich, niemand hatte ihr je von Jakow Ossetzki erzählt. Es gab nur eine vage Kindheitserinnerung. Der Großvater hatte sie einmal zu Hause am Nikitski-Boulevard besucht, Nora sah einzelne Details vor sich: einen Schnurrbart, lange, große Ohren und eine Krücke aus einem knorrigen Ast, dessen Gabelung als Griff diente. Danach hatte sie ihn nie wiedergesehen.

Der Vater ging die eben verjagte Katja suchen. Sie freute sich – über den Vorschlag wie über das Geld – und sagte, sie werde alles in den Läden im Hochhaus kaufen. Der Vater nickte. Ihm war es gleichgültig, doch für Katja war es ein großes Ver-

gnügen. Fast gleichzeitig verließen sie und Nora das Haus, die eine Richtung Arbat, zum Blumenladen, die andere Richtung Platz des Aufstandes. Katja war sehr aufgeregt, das Geld von Genrich entsprach anderthalb ihrer Monatsrenten, und sie überlegte, wie sie es am klügsten anstellte, um etwas davon für sich zu behalten.

Im Blumenladen auf dem Arbat erlebte Nora eine wunderbare Überraschung: Zum ersten Mal im Leben sah sie so prachtvolle Hyazinthen, gleich einen ganzen Eimer voll. Sie kaufte alle, die blauviolett, die weißen und die vereinzelt rosaviolett. Ihr gesamtes Bargeld legte sie dafür hin. Die Blumen wurden erst in viele Schichten Zeitungspapier eingewickelt, dann bekam sie auch noch den Eimer dazu. So lief sie mit dem bäuerlichen Eimer in der Hand erst den Teil der Trubnikowski-Gasse auf der Seite des Alten Arbat entlang, überquerte dann die Magistrale des Neuen Arbat und ging auf dem längeren Abschnitt der Trubnikowski-Gasse weiter. Es nieselte oder schneite, das Licht war perlmuttgrau, der Eimer schwer, Noras Stiefel waren durchgeweicht. Die Milch schoss bereits wieder ein, doch diesmal hatte sie Windeln in den BH gestopft und das Ganze noch mit einem alten Tuch umwickelt, denn Taissija, die am frühen Morgen herbeigeeilt war, hatte in herrischem Ton erklärt, ohne ein Tuch um die Brust lasse sie Nora nicht zur Beerdigung. Nora hatte ihr lachend gehorcht.

Sie traf gleichzeitig mit dem Leichenwagen ein und eilte vor den Bestattern die Treppe hinauf. Im Zimmer standen mit gesenktem Kopf einige entfernte Verwandte; ihr kaum bekannte Leute küssten Nora und Genrich und sagten banale Worte, mal mehr, mal weniger herzlich. Eine kleine alte Frau mit weißem Schal und Baskenmütze schluchzte leise, in einer Ecke füllte ihr jemand zur Beruhigung ein paar Tropfen Baldrian in Großmutter's »Medizingläschen«. Nora kannte sie nicht.

Nora legte die Hyazinthen in den Sarg, sie mussten gar nicht besonders arrangiert werden. Ihr Zauber lag allein darin, wie

sie alles um sich herum verwandelten – aus der Armut wurde plötzlich etwas Glanzvolles, wie im Märchen vom Aschenputtel. Nora, die erfahrene Bühnenbildnerin, deren Beruf es ja war, mit technischen Mitteln den künstlichen Bühnenraum zu gestalten, erstarrte vor Begeisterung. So hatte vor vielen Jahren die Zauberlampe in der Aufführung des Blauen Vogels im Künstlertheater gewirkt, in der Szene, in der Tytyl und Mytyl ins Reich der Toten gehen, zu Großmutter und Großvater. Ja, natürlich, Marussja hatte sie in dieses Stück mitgenommen, Nora war fünf gewesen. Ihr schien, als blitze in dem schmalen Spalt unter den halb geschlossenen Lidern Zustimmung auf. Die Hyazinthen besaßen eine unglaubliche Kraft, ihr starker Duft erfüllte das Zimmer und übertrumpfte den Geruch von Kölnisch Wasser, Staub und Baldrian. Nora dachte unwillkürlich, die Berührung mit einem Zauberstab könnte das ganze Zimmer in einen Palast verwandeln und die arme Marussja mit ihren großen Ambitionen in die Frau, die sie immer hatte sein wollen und die sie nie geworden war.

Vier Männer hoben den Sarg an und trugen ihn hinaus auf die Straße. Rund ein Dutzend Verwandte stiegen in den Leichenwagen, der Vater fuhr mit seinem Moskwitsch hinterher.

Bis zum Donskoi-Krematorium brauchten sie nicht lange, sie kamen zu früh und standen noch eine halbe Stunde wartend herum. Dann wurde der Sarg auf eine Art Gepäckkarren geladen, und Nora und Genrich gingen vor den anderen in die Halle. Nora kümmerte sich erneut um die Blumen. Die Hyazinthen wirkten noch üppiger, sie schienen inzwischen voll aufgeblüht zu sein. Nora arrangierte sie nun bewusst: die rosaviolett neben dem gelblichen Gesicht, die blauen um den Kopf herum und neben den Armen. Die armseligen Nelken, die die Verwandten gleich bringen würden, wollte sie am Fußende verteilen.

Dann kamen die Trauergäste herein, allesamt in schweren schwarzen Mänteln und mit roten Nelken, und gruppieren sich hufeisenförmig um den Sarg. Vor Noras Augen flimmerte

es leicht, doch sie sah alles klar und deutlich. So entdeckte sie plötzlich, dass die Familie aus zwei verschiedenen Phänotypen bestand: Vaters Cousins mit dem von der Stirn nach vorn wachsenden dicken Haar, der langen Nase mit dem kleinen Rüssel am Ende und dem kurzen Kinn hatten Ähnlichkeit mit Igel, während Großmutter's Nichten ein schmales Gesicht, große Augen und einen dreieckigen Fischmund hatten.

Ich gehöre zu den Igelartigen, dachte Nora, und ein heißes Schwindelgefühl überkam sie. Da ertönte Chopins Trauermarsch und zerstörte ihre sonderbare Vision – diese Musik war längst zu einer akustischen Banalität geworden. Nur noch für komische Szenen zu gebrauchen.

»Halt mal«, flüsterte Genrich, drückte ihr sein Persianschiffchen in die Hand und kramte in seiner Aktentasche nach seinem Ausweis. Nora nahm sofort den Geruch seiner Haare wahr, der an der Mütze haftete und den sie seit ihrer Kindheit als unangenehm empfand. Auch ihr eigenes Haar roch, wenn sie es nicht täglich wusch, nach diesem Gemisch aus Talg und irgendeiner widerlichen Pflanze.

Eine Angestellte im Kostüm las offizielle Phrasen vom Blatt ab. Dann sagte Genrich etwas nicht minder Farbloses, und Nora wurde ganz trübsinnig von so viel Geschmacklosigkeit und Stümperhaftigkeit. Abrupt durchbrochen wurde der öde Stumpfsinn von der winzigen alten Frau, die in Großmutter's Zimmer geschluchzt hatte. Sie trat ans Kopfende des Sargs und hielt mit klarer Stimme eine richtige Rede, die sie allerdings mit dem Standardsatz einleitete: »Wir nehmen heute Abschied von Marussja ...« Doch dann folgten überraschend leidenschaftliche Worte.

»Wir alle, die wir hier stehen, und viele, die schon unter der Erde liegen, waren überwältigt, ja, wirklich überwältigt, als Marussja in unser Leben trat. Ich kenne niemanden, den die Bekanntschaft mit ihr unberührt gelassen hat. Sie stellte alle vom Kopf auf die Füße, von den Füßen auf den Kopf. Sie war so

begabt, so schillernd, ja, so eigensinnig wie niemand sonst. In ihrer Gegenwart lernten die Menschen staunen, lernten mit ihrem eigenen Kopf zu denken. Meint ihr, Jakow Ossetzki wäre allein so ein Genie gewesen? Nein, er war so ein Genie, weil sie sich seit ihrem einundzwanzigsten Lebensjahr liebten, eine Liebe war das, wie man sie nur aus Romanen kennt ...«

Durch das dunkle Häuflein der Angehörigen ging ein Flüstern, und die Alte bemerkte das.

»Du halt den Mund, Sima! Ich weiß schon, was du da sagst! Ja, ich habe ihn geliebt! Ja, ich war in seinem letzten Lebensjahr an seiner Seite, und für mich war das ein großes Glück, aber er war nicht glücklich. Denn sie hatte ihn verlassen, und ihr müsst gar nicht wissen, warum sie das getan hat. Ich verstehe selbst nicht, wie sie das tun konnte. Doch hier an ihrem Sarg möchte ich vor euch allen sagen: Ich trage ihr gegenüber keine Schuld, ich hätte nie den ersten Schritt gemacht, Ossetzki war für mich ein Gott und Marussja eine Göttin. Und was war ich? Eine einfache Feldscherin! Ich trage keine Schuld gegenüber Marussja, aber ob Marussja eine Schuld trägt gegenüber Jakow ...«

Da riss Genrich die Alte energisch zur Seite, und ihr Eifer verebbte sofort, sie wehrte sich ein wenig mit ihren dürren Armen und verließ dann zusammengekrümmt mit raschen Schritten die Halle.

Alle schauten etwas betreten, die Angestellte sprang herbei, erneut ertönte die abgedroschene Musik, der Sarg fuhr hinab, in die Tiefe, und wurde verschlungen vom nie verlöschenden Feuer, von Schwefelregen und flammender Gehenna. Die Würmer überleben dort bestimmt nicht, dachte Nora. Ich muss Vater nach der Alten fragen und was das für eine Geschichte war.

Als die zähe, langwierige Zeremonie vorbei war, hatte Nora das Totenmahl völlig vergessen. Der Vater erinnerte sie daran. »Fahren wir?«

Die Verwandtschaft stieg diszipliniert in den Bus, Nora in Genrich's Moskwitsch. Unterwegs fragte er, ohne den Blick von

der Straße zu wenden: »Deine Mutter hat es also nicht für nötig gehalten, zur Beerdigung zu kommen?«

»Sie ist krank«, schwindelte Nora. In Wirklichkeit hatte sie ihre Mutter nicht einmal angerufen. Sie würde es noch früh genug erfahren. Marussja hatte nach Genrichs Scheidung den Kontakt zu Amalia abgebrochen.

Die Wohnungstür war weit geöffnet, aus dem Flur roch es nach Plinsen. Auch die Tür zu Großmutterns Zimmer stand offen, hier vermischte sich der Geruch von Kölnisch Wasser und frisch gewisstem Boden mit dem aus der Küche. Das Fenster war ebenfalls weit geöffnet, und der Zugwind bewegte den weißen Kissenbezug, der den Spiegel verhüllte. Nora ging hinein, zog die Jacke aus, warf sie über einen Sessel, setzte sich darauf, nahm die Wollmütze ab und blickte sich um. Selbst der jahrhundertealte Staub auf dem Klavierdeckel war abgewischt worden. An dieses Instrument hatte Großmutter einst die fünfjährige Nora gesetzt und sie spielen lassen. Mit zwei Kissen auf dem Hocker. Doch damals spielte Nora viel lieber mit dem Hocker – sie legte ihn auf den Boden, setzte sich auf dessen einziges Bein und drehte den Sitz wie ein Lenkrad. Nora berührte den Hocker, der Lack war längst abgeblättert. Vielleicht sollte ich das Klavier für Jurik mitnehmen, dachte sie, verwarf den Gedanken jedoch gleich wieder: der Transport, ein Klavierstimmer, Möbel umräumen ... nein, nein.

Dann kam die gesamte Busbesatzung herein, genau so, wie sie im Bus gegessen hatten, paarweise: Vaters vier Igel-Cousins zogen die schweren schwarzen Mäntel aus und legten sie auf die Liege. Dann drängten die Fisch-Frauen zur Tür herein. Alle im Pelzmantel – Großmutterns drei Nichten nebst zwei jungen Töchtern, Noras Großcousinen –, alle mit spitz zulaufendem Kinn, herrlich. Und ein paar Frauen, die Nora kaum kannte. Die Großcousinen hatte sie in ihrer Kindheit bei den Festen gesehen, die Großmutter für einige Kinder der Verwandtschaft zu veranstalten pflegte. Doch sie waren alle jünger als Nora

und ihr darum gleichgültig gewesen. Sie hatte sich stets zu Menschen hingezogen gefühlt, die älter waren als sie selbst. Eine Frau ragte aus der Gruppe heraus – die hochgewachsene Mikaela, schwarzes Haar, leichter Damenbart, um die sechzig. Nora versuchte sich zu erinnern, wessen Tochter oder Frau sie war, aber es wollte ihr einfach nicht einfallen. Sie sah diese ganze Verwandtschaft ohnehin nur etwa alle zehn Jahre, bei familiären Anlässen, das letzte Mal hatte Genrich sie alle zur Feier seiner Habilitation eingeladen. Ljuscha, Njussja und Verotschka hießen die Großtanten, Nadja und Ljuba die Großcousinen. Aber zu wem diese Mikaela gehörte ...

Die Frauen traten sich auf dem Läufer vor Marussjas Tür den schmutzigen Schnee von den Schuhen und legten ihre Pelzmäntel auf die Liege. Nora entdeckte, dass ihre eigenen Schuhsohlen auf dem sauberen Boden eine Pfütze hinterlassen hatten.

Im Gänsemarsch folgten alle der Einladung der Nachbarinnen in die Küche. Die Peinlichkeit des Ganzen war nicht zu übersehen: Mitten in der Gemeinschaftsküche standen zwei mit Zeitungspapier bedeckte Tische, darauf thronte ein Stapel Plinsen, die letzten wurden noch in drei Pfannen gebacken. Am Herd stand Galija, eine alte Schauspielerin, Großmutterns einstige Busenfreundin, mit der sie seit zwanzig Jahren kein Wort gesprochen hatte. Katja goss warme Fruchtgrütze aus einem Topf in Großmutterns Waschkrug, in der dazugehörigen Waschschiüssel türmte sich ein Berg Kartoffelsalat mit Roter Bete, ein sparsames Gericht, von Katja eigenhändig zubereitet, das Gemüse hatte ihre Schwester mitgebracht. Zu trinken gab es nur Wodka.

Auf Großmutterns winzigem Tisch – sie hatte nie gekocht, sie aß außer Haus oder kalt – stand bereits ein Glas Wodka, mit einem Stück Schwarzbrot darüber. Nora spürte heftigen Ärger in sich aufwallen. Das Ganze war eine schwachsinnige Farce. Großmutter hatte in ihrem ganzen Leben keinen Tropfen

Wodka angerührt, selbst Wein hatte für sie etwas Lasterhaftes gehabt. Absurderweise fühlte sich Nora verantwortlich für dies alles. Was hätte es sie gekostet, kategorisch zu sagen: Nein, es gibt keinen Leichenschmaus! Doch die Nachbarinnen hatten die Regie übernommen, und nun musste dieses kollektive Totengedenken absolviert werden.

Katja benahm sich wie die Herrin des Festes, die Verwandten fühlten sich als ihre Gäste, Genrich gab sich gütig, denn alles Unangenehme war überstanden. Wodka wurde eingeschenkt, alle tranken, ohne anzustoßen. Möge die Erde ihr leicht sein!

Genrich stürzte sich hungrig auf das Essen, und Nora empfand wieder die gewohnte Gereiztheit ihm gegenüber, die verfolgt war, solange er sich um die Beerdigung kümmerte. Er kaute energisch, und Nora, die schon als Kind wenig und sehr langsam gegessen hatte, erinnerte sich an den Widerwillen, den sie stets empfunden hatte, wenn sie ihren Vater so gierig essen sah.

Ich bin so hart gegen ihn, dachte Nora. Er hat einfach einen guten Appetit.

Sie pickte sich ein Stück Rote Bete aus dem Salat. Es schmeckte gut. Aber mehr brachte sie nicht herunter. Außerdem schmerzte ihre Brust, sie musste wieder abpumpen.

Der alte Kolokolzew saß auf einem kleinen Hocker, sein Hintern in der Trainingshose quoll über den Sitz. Raissa hatte ihre Tochter Lorotschka mitgebracht, eine alte Jungfer mit intelligentem Gesicht – ein Rätsel, woher sie das hatte. Auch Katjas Ninka hatte sich eingefunden, Ninka und Marussja waren einmal gut miteinander ausgekommen. Marussja, die sich für eine große Expertin in Sachen Kindererziehung hielt, hatte sich die gesamten fünf Jahre, in denen Ninka zur Schule ging, um sie gekümmert. Als kleines Mädchen hatte Ninka Noras Kleider aufgetragen, bis sie mit acht größer war als die zwei Jahre ältere Nora. Dann brachten böse Mädchen Ninka das Stehlen bei, sie geriet auf die schiefe Bahn, und Marussja

war sehr bekümmert, als Ninka in ein Jugendgefängnis gesteckt wurde. Marussja meinte, Ninka habe gute Anlagen.

Ninka mit ihren guten Anlagen saß auf einem Hocker, die prallen Brüste auf dem Tisch. Sie wollte sich mit Nora austauschen – ob sie einen Jungen oder ein Mädchen habe, wie die Geburt gewesen sei, ob sie stille. Auch sie habe vor kurzem entbunden, ihre Milch reiche nicht zum Stillen, sie gebe dem Baby die Flasche, und es schreie ununterbrochen.

Es hatte sich so ergeben, dass die Angehörigen auf der einen Seite des Tisches saßen, die Nachbarn auf der anderen. Zwei geschlossene Reihen. Nora sah die Szene schon als Theaterstück vor sich. In genau diesen Kulissen. Mit einem interessanten sozialen Subtext. Alle erinnern sich an die Verstorbene, und plötzlich stellt sich heraus ... Was genau sich herausstellt, konnte Nora nicht zu Ende denken, denn die Frau von der Hausverwaltung mit der schief sitzenden Perücke, die am Vortag mit den Nachbarinnen ins Zimmer gekommen war, berührte sie an der Schulter. »Nora, einen Augenblick. Wir müssen was besprechen. Im Flur.«

Dort stand bereits Genrich. Die Dame erklärte ihnen, das Zimmer falle an den Staat, morgen werde es versiegelt, sie sollten also heute mitnehmen, was sie noch haben wollten. Der Vater schwieg, Nora auch.

»Kommen Sie, schauen wir mal«, schlug die Dame vor.

Sie gingen ins Zimmer. Das Fenster war bereits geschlossen, aber es war kalt, und der mit einem weißen Kissenbezug verhüllte Spiegel wirkte wie ein blindes Auge. Die Glühbirne an der Decke war durchgebrannt, die Tischlampe gab nur ein schwaches Licht.

»Ich schraube eine neue Birne rein«, sagte der Vater, der das immer gemacht hatte. Und kramte nach einer Glühbirne. Er kannte sich hier aus. Er schraubte die Lampe ein, sie war stark und grell. Großmutter besaß keinen Lampenschirm – viel zu kleinbürgerlich.

Ein perfektes Bühnenbild, dachte Nora erneut.

Genrich nahm eine kugelförmige Uhr von der Größe eines Apfels vom Klavier, eine Erinnerung an seinen Großvater, den Uhrmacher.

»Mehr will ich nicht«, sagte er. »Nora, nimm dir, was du haben möchtest.«

Nora schaute sich um. Sie würde am liebsten alles mitnehmen. Obwohl es hier bis auf die Bücher nichts Brauchbares gab. Das war hart. Sehr hart.

»Können wir das nicht morgen entscheiden? Ich müsste mal alles durchsehen«, sagte sie zögernd.

»Morgen kommt der Revierchef zum Versiegeln, ich weiß nicht, ob gleich früh oder später. Ich rate Ihnen, das Ganze heute zu erledigen.« Damit entfernte sich die Dame von der Hausverwaltung taktvoll und ließ Nora allein mit dem traurigen Gedanken, dass die Nachbarinnen mit dieser Person ein billiges Komplott geschmiedet hatten, um Nora und Genrich so schnell wie möglich loszuwerden und dann ungestört alles durchwühlen zu können.

Genrich schaute sich wehmütig im Zimmer um – seinem ersten Zuhause. An die Kiewer Wohnung des Großvaters, in der er geboren wurde, erinnerte er sich nicht, doch in diesem lang gestreckten Raum mit den zwei Fenstern hatten sie einst zu dritt gelebt, seine Eltern und er, bis 1931, als er vierzehn war und der Vater verhaftet wurde.

Nichts, absolut nichts von diesem ärmlichen Besitz wollte Genrich haben. Denn was würde Irina sagen, seine jetzige Frau, wenn er dieses Gerümpel ins Haus brachte?

»Nein, nein, Nora, ich brauche nichts davon.« Damit trat er wieder in die Küche.

Nora schloss die Tür, schob sogar den kleinen Messingriegel vor. Sie setzte sich in Großmutterns Sessel und ließ ein letztes Mal den Blick durch dieses Heim schweifen, das noch lebte, obwohl seine Bewohnerin bereits tot war. An den Wänden

hingen einige kleine Bilder, kaum größer als Postkarten. Nora kannte sie in- und auswendig. Ein Foto von Großmutterns Bruder Michail, ein Foto des Schauspielers Wassili Katschalow mit Autogramm, ein Foto, das kleinste, von einem Mann in Uniform, darauf eine Widmung, die seine Wange streifte: »Für Maria«. Sie wusste nicht, wer das war. Merkwürdigerweise hatte sie die Großmutter nie nach diesem Herrn gefragt. Nora sah auf die Uhr – Zeit, nach Hause zu gehen. Die arme Taissija hatte fast ihren gesamten freien Tag bei Jurik verbracht.

Unter dem Fenster stand eine geflochtene Weidentruhe. Nora klappte den Deckel auf. Bis obenhin alte Hefte, Notizbücher, stapelweise beschriebenes Papier. Sie schlug das oberste Heft auf – eine Art Manuskript oder Tagebuch. Ein Bündel Postkarten, Zeitungsausschnitte.

Gut, dachte sie, ich nehme die Bücher mit und die Truhe. Doch nachdem sie sich noch einmal umgeschaut hatte, legte sie auch die Fotos in die Truhe, einen kleinen silbernen Becher, in dem Großmutter ihre Haarnadeln aufbewahrt hatte, und den anderen, aus dem sie ihre Medizin getrunken hatte, sowie eine Untertasse; die dazugehörige Tasse hatte Nora als Kind eigenhändig zerschlagen. Dann holte sie aus dem Büfett eine kleine Zuckerdose und eine Zange zum Zerkleinern von Bruchzucker – Großmutter hatte Diabetes, liebte aber Süßes über alles und zwackte sich mit dieser Zange hin und wieder ein winziges Stückchen Zucker ab, nicht größer als ein Streichholzkopf. Nora dachte an den Waschkrug und die Schüssel, doch die hatten in der alten Küche bereits ein neues Leben begonnen, als Gemeinschaftsgeschirr. Weg mit Schaden!

Eine Stunde später, nachdem die Angehörigen gegangen waren, luden Nora und ihr Vater Truhe und Bücher ins Auto. Die Truhe passte in den Kofferraum, die Bücher nahmen die gesamte Rückbank ein und versperrten den Blick durch die Heckscheibe. Der Vater fuhr Nora nach Hause und half ihr, das ganze Gerümpel hochzutragen. Er blieb an der Tür stehen, und

Nora bat ihn auch nicht in die Wohnung. Er hatte sie vor zwei Monaten besucht, um seinen Enkel zu sehen. Früher hatte in diesen drei kleinen Zimmern eine vierköpfige Familie gelebt – Genrich mit Frau, Tochter und Schwiegermutter. Nun lebten sie darin zu zweit.

Eine schöne, bequeme Wohnung. Gut, dass man heutzutage niemanden mehr reingesetzt bekommt, dachte er. Daneben blitzte ein anderer Gedanke auf: Schade eigentlich, dass Mamas Zimmer an den Staat fällt.

Dann fuhr er in sein neues Zuhause im Bezirk Timirjasewka, zu Irina.

Taissija zog sich an, küsste Nora auf die Wange, stieg über den Berg verstreuter Bücher und sagte noch rasch, schon halb aus der Wohnung: »Ach ja, eine Tussja hat angerufen, ein Vitja zweimal und ein Armenier, den Namen hab ich mir nicht gemerkt.«

Dann lief sie davon.

Endlich war alles vorbei.

Auf dem Küchentisch standen drei blitzsauber ausgewaschene Fläschchen – der Kleine hatte sechshundert Gramm getrunken. Nora schaute in sein Zimmer. Er schlief, auf dem Bauch, die Beine angezogen. Sein Gesicht war nicht zu sehen, nur eine runde Wange und ein angewachsenes Ohrläppchen. Ohne die Mütze abzusetzen, griff Nora zu Papier und Bleistift. Ein paar Striche, und die Zeichnung war fertig. Eine gelungene Zeichnung. So hielt es Nora seit vielen Jahren: Jede kleine Freude, die ihr Auge entdeckte, bannte sie sofort auf Papier. Ganze Stapel sammelten sich an, immer mehr, und am Ende warf sie alles weg. Doch ihr Gedächtnis brauchte die Aktion der Hand offenbar, um den Augenblick festzuhalten.

Sie führte den Bleistift, ohne nachzudenken, fast mechanisch.

Dann betrachtete sie den Bücherhaufen an der Tür und wusste, dass sie sich heute nicht schlafen legen würde, ehe alles weggeräumt war. Am meisten störte sie der Staubgeruch. Sie

machte einen Lappen nass, wrang ihn aus und wischte Buch für Buch ab, ohne auf Umschlag oder Rücken zu schauen. Sie erkannte sie allein durch die Berührung. Dann füllte sie zuerst die Lücken in den beiden großen Bücherschränken auf, den Rest stapelte sie im Durchgangszimmer, das ihr als Werkstatt diente. Um vier war sie mit den Büchern fertig, blieb noch die Truhe. Aber sie hatte keine Kraft mehr. Sie setzte sich auf einen knarrenden Thonetstuhl, um zu verschlafen. Da regte sich Jurik, sie zog die staubigen Sachen aus, stellte sich unter die Dusche, und während das Baby unwillig klagte, weil keine Nahrung kam, trocknete sie sich ab und lief dann nackt, mit zwei übervollen Brüsten, zu ihrem Sohn. Er lächelte mit seinen hellen Augen und öffnete den Mund. Während er trank, schlief Nora ein, und als er eingeschlafen war, wachte sie auf. Sie zog ihren Pyjama an und sank im Nebenzimmer auf die Liege.

Sie schlief wie ein Stein und erwachte von einem Gefühl, als hätte etwas sie versengt. Sie blickte an sich herab – Wanzen krabbelten auf ihr herum und hinterließen eine ganze Straße aus Bissspuren. Nora schüttelte sich und schaute auf die Uhr. Kurz nach sieben, sie hatte keine zwei Stunden geschlafen. Sie sprang auf, ging zur Tür und begriff: Von der Wärme waren die Wanzen in der Weidentruhe munter geworden und durch die Ritzen auf die Jagd gegangen. Nora klappte den Deckel auf. Die Truhe war voller Papiere, darin nisteten mehrere Generationen dieser Blutsauger, Nora nahm den typischen Wanzengeruch wahr. Eine schöne Erbschaft! Ekelhaft!

Sie packte die Truhe an dem verbliebenen der beiden seitlichen Griffe. Der Balkon war vor Juriks Zimmer, sie schleifte die Truhe an dem weißen Gitterbettchen vorbei, öffnete die Balkontür, wobei ein Schwall kalter Luft hereindrang, und stieß den Wanzenkorb hinaus. Sollten die Volksfeinde dort erfrieren! Sie verriegelte die Balkontür.

Jurik wachte auf, lächelte selig und reckte sich. Auf seiner Decke saß gedankenversunken eine vor Unterernährung ganz

ausgedörrte Wanze. Nora schnippte sie angewidert auf den Fußboden, hob sie auf und warf sie auf den Balkon. Der Kleine lächelte – er verstand die schwungvolle Handbewegung seiner Mutter als Einladung zum Spiel und schwenkte ebenfalls die Fäustchen.

Nora wischte den Fußboden von der Tür bis zum Balkon mit Petroleum, schüttelte ihre Unterwäsche aus und wartete, ob noch Nachzügler auftauchten. Doch die Wanzen fanden, wie sich später herausstellen sollte, alle auf dem Balkon den Tod. Und Nora vergaß die Truhe wie die Wanzen erst einmal.

Am nächsten Tag brach später Frost herein, dann regnete es lange und heftig. Im Mai mietete Nora ein Sommerhaus in Tischkowo und verbrachte dort über drei Monate. Als sie nach ihrer Rückkehr die im Verlauf des Sommers eingestaubte Wohnung putzte, entdeckte sie auf dem Balkon die Truhe wieder. Die Weidenruten waren leicht aufgequollen, und vom Regen reingewaschen, sah die Truhe sogar besser aus als unmittelbar nach ihrer Evakuierung. Nora klappte den Deckel auf und erblickte einen Brei aus durchgeweichtem Papier mit verschmierten Tintenspuren. Die Bleistiftaufzeichnungen waren gänzlich ausgewaschen.

Auch gut, dachte sie, muss ich nicht mehr in diesem alten Schlamm wühlen. Sie holte den Mülleimer aus der Küche und stopfte die übelriechende Papiermasse hinein. Vier Eimer brachte sie hinunter, dann fand sie auf dem Grund der Truhe ein in rosa Wachstuch gewickeltes Päckchen. Sie machte es auf – es enthielt mit Bändern verschnürte Briefe. Sie zog den obersten Brief heraus. Auf dem Umschlag stand die Adresse: Kiew, Mariinsko-Blagoweschtschenskaja-Straße 22, der Poststempel war vom 16. März 1911. Die Empfängerin hieß Maria Kerns, der Absender Jakow Ossetzki, Kiew, Kusnetschnaja-Straße 23. Ein umfangreicher Briefwechsel, nach Jahren geordnet. Dazu mehrere Notizbücher, die Seiten vollgeschrieben mit altmodischer kleiner Schrift. Nora untersuchte alles gründlich – sie

wollte ihre Wohnung nicht noch einmal mit Wanzen verseuchen. Aber alles war sauber. Sie legte das Päckchen mitsamt dem Wachstuch in ihr Theaterarchiv, das sie damals bereits begonnen hatte. Und vergaß es erneut, diesmal für viele, viele Jahre.

Die Papiere reiften jahrelang im Dunkel ihres Sekretärs. Als Nora sie schließlich herausnahm, waren alle Menschen gestorben, die Noras Fragen, die ihr beim Lesen der Briefe kamen, hätten beantworten können. (...)

Einundzwanzigstes Kapitel

Aus der Truhe

Briefe vom und in den Ural

(November 1912 – Mai 1913)

Slatoust – Moskau

Jakow an Maria

19. November 1912

Meinen Eltern beschreibe ich immer meinen Alltag hier. Alles andere interessiert sie nicht sonderlich. Von der Trostlosigkeit hier kann ich nur Dir erzählen. Was ich hier vermisse – Dich, die Musik, Bücher. Und geistigen Austausch. Selbst die Offiziere sind recht ungebildet. Doch es gibt unter ihnen auch sehr sympathische und herzliche. Ich muss lernen, dieses Jahr durchzustehen ohne alles, was meinen Lebensinhalt ausmacht. Wahrscheinlich sogar ohne mein Studium. Es ist sehr schwer, am Tag dafür Zeit zu finden. Neid ist ein hässliches Gefühl, aber etwas Ähnliches verspüre ich in mir – irgendwo in Kiew, in Moskau, in Paris findet das Leben statt, das mich interessiert, an dem ich teilhaben könnte, und es findet ohne mich statt. Es ist so wunderbar, dass Du, Marussja, studierst, Du hast das Studio, die Kurse, ein mit geistiger und körperlicher Betätigung ausgefülltes Leben. In einem Artikel von M. Woloschin, den ich im vorigen Jahr gelesen habe, ist die Theorie Eurer Bewegung wunderbar erläutert, aber er beschreibt auch die künstlerische Seite und lobt die Auftritte der Truppe von Madame Rabenek sehr. Und ich Unglücklicher habe noch immer nichts davon gesehen! Auch Sie habe ich noch nie auf der Bühne gesehen! Wann werde ich das endlich? Meine Phantasie malt mir ein wunderschönes, aber undeutliches Bild.

Meine Trostlosigkeit wird noch dadurch verstärkt, dass ich ständig spüre, wie sehr Sie mir fehlen. Ich glaube, ein romantischer Liebhaber würde anders schreiben: Ich spüre stets, dass Du bei mir bist! Aber leider – ich spüre nur das Fehlen!

Und obendrein das Fehlen jeglicher Briefe! Nur eine Postkarte in der gesamten Zeit!

Moskau – Slatoust

Maria an Jakow

20. November 1912

Postkarte

Ich habe hier drei Quittungen von Postsendungen: Slatoust ... Ich habe drei Briefe geschickt, am 8., am 10. und am 16. Wie viele Postkarten außerdem, weiß ich nicht einmal mehr. Das verstehe ich nicht. Wenn die Briefe verschwunden sind, werde ich mich an zuständiger Stelle beschweren. Das ist doch unerhört! Wie absurd und ärgerlich! Ich bin wütend.

Slatoust – Moskau

Jakow an Maria

25. November 1912

Liebe Marussja! Deine Postkarte ist angekommen! Ich glaubte schon, ich würde nie einen Brief von Dir erhalten. Ich denke viel lieber, dass die Post schlampig ist, als etwas anderes. Was mir für Gedanken kamen, kann ich Dir gar nicht schreiben. Und nachdem ich selbst drei Briefe abgeschickt und keine Antwort darauf bekommen hatte, fürchtete ich schon, dass ich meine Maria nur geträumt hätte, die Maria aller Marias, genau wie unsere sommerlichen Spaziergänge durch Kiew und unser geheimes Lustdorf; dass ich meine Frau nur geträumt hätte und auch die Reise nach Moskau, wovon ich fast nichts gesehen habe, denn es wurde ganz in den Schatten gestellt von Maria – dass das alles nur ein Traum war, wie eine Halluzination oder eine andere psychische Krankheit. Auch Deine erste Begegnung mit meiner Familie, ich war so besorgt, dass sie Dir nicht gefallen könnten oder Du ihnen. Nur wegen der Kinder war ich nicht bange, ich wusste, dass sie Dich lieb gewinnen würden – und das alles sollte vielleicht nur ein Schattentheater gewesen

sein? War das alles wahr? Ich betrachte Deine Postkarte, und sie ist der Beweis, dass es Dich gibt. Denn Du schreibst, Du bist wütend, also existierst Du! Ich bin wütend – ergo sum! Ach, Latein habe ich nicht gelernt, und ein Wörterbuch ist hier im ganzen Kreis nicht aufzutreiben! Schon seit drei Wochen rede ich mir ein, dass das Leben hier doch interessant sei, dass ich mich einfügen, an diesem seltsamen Dienst wachsen müsse, kurz, es annehmen wie alles, was das Leben beschert, genau wie den Umstand, dass Du in diesem Leben aufgeleuchtet und dann weitergeflogen bist, wie es sich für einen Stern gehört.

Moskau – Slatoust

Maria an Jakow

15. Dezember 1912

Es ist zum Verzweifeln. Ich könnte mit dem Kopf gegen die Wand schlagen. Ich habe doch schon 5 Briefe abgeschickt! Zwei Einschreiben und einen einfachen. Die Einschreiben am 1. Dezember und am 8. Am 5. hätten Sie also einen Brief bekommen müssen. Ungeheuerlich! Nach dem Brief vom 13. werde ich morgen forschen.

Wie dumm und ärgerlich: du schreibst und schreibst ... und das alles verschwindet irgendwo im Universum. Vielleicht verschwinde auch ich unterwegs irgendwo? Bald breche ich auf. In 2 Monaten und 15 Tagen. Die werden im Nu vorbei sein.

Meine Stimmung ist trübe, vor allem wegen der Post. Zu Weihnachten kommt Michail mich besuchen. Michail ist jetzt ein richtiger bon vivant, ein Geck und Mann von Welt! Mark wird uns wahrscheinlich alle zu Silvester einladen. Ich glaube, er zieht im neuen Jahr nach Riga. Er war mir nie so nahe wie Michail. Aber er wird mir fehlen. Wie steht es bei Ihnen mit der Musik? Bestimmt hat dort irgendjemand ein Klavier. Erkundigen Sie sich. Haben Sie etwa die ganze Zeit kein einziges Mal gespielt?

Kataw-Iwanowsker Werk – Moskau

Jakow an Maria

20. Dezember 1912

Ich träume von Musik. Heute gegen Morgen habe ich Tschaikowskis zweites Klavierkonzert geträumt. Von der ersten bis zur letzten Note. Aber ich kenne es wirklich sehr gut. Doch das erste mag ich lieber. In meinem Traum habe ich sogar noch mehr darin entdeckt. Es war plastischer und vielfältiger. Ich sehne mich nach Musik. Ich war in der Kirche. Sie singen hier unerträglich falsch. Der Chor dort ist schlecht, aber recht groß, zehn, zwölf Sänger mit einem recht bäurisch wirkenden Chorleiter, knarrende Greisinnenstimmen, und alle singen falsch. Erinnerst Du Dich an den Kirchengesang in Kiew? Was für ein Gesang! Atemberaubend. Das war so schön! Hier gibt es nur grobe Töne, nicht einmal das Glockengeläut ist eine Freude. Erinnerst Du Dich, was für ein freudiges Geläut über Kiew tönt? Erinnerst Du Dich, wie Dein komischer Freund Iwan Beloussow uns in die Verkündigungs-Kirche geschleppt hat?

Den Gedanken an Deinen Besuch verdränge ich. Ich gestatte mir nicht, darauf zu hoffen, sonst verliere ich mich in Träumen, und das ist in meiner Lage ein zu großer Luxus. Ich sehe sofort Deine Lippen mit ihrem so kindlichen Ausdruck vor mir, Deine Arme mit dem reizenden Knöchel am Handgelenk, die bläulichen Venen auf der weißen Haut ... Nein, nicht! Ich lenke den Blick auf die raue, grobe hiesige Wirklichkeit! Ein Kontrast – zum Zerspringen, wie kaltes Glas von heißem Wasser zerspringt.

Schluss, Schluss, ich gebe Dir einen förmlichen Kuss auf den weißen Scheitel und auf den Hals, hinten, am Haaransatz ... unmöglich ... und alles an Dir, alles ... Lustdorf ...

21. Dezember 1912

Ach, Maria! Ich kann nicht schweigen! In der Kompanie wird für das Fest eine Aufführung vorbereitet. Eine richtige Solda-

tenaufführung, in der Männer- wie Frauenrollen von schnurrbärtigen Soldatenhünen gespielt werden. Ich wurde gebeten, zu soufflieren. Wenn Sie diese komischen Figuren sehen könnten, die nicht wissen, wohin mit Armen und Beinen! Anfangs standen sie den ganzen Akt lang in einer Reihe und bewegten sich keinen Deut, doch als der Feldwebel mehr Bewegung befahl, rannten sie sinnlos im Schnee umher und schwenkten dabei vollkommen unpassend die Arme.

Zum Lachen, es ist einfach zum Lachen mit ihnen! Aber nur ich finde es zum Lachen. Niemand sonst hier findet das komisch. Was für ein Völkchen!

Marussja! Ich habe eine Entdeckung gemacht. Als ich herkam, war ich wie ertaubt, ich lebe hier ohne Musik, sie fehlt mir sehr, alles, was ich um mich herum höre, ist Lärm, Gebrüll und Flüche. Ach, wie musikalisch tot es hier ist! Ein Ort bar jeder Musik, dachte ich. Doch gestern nahm ein Soldat ein Akkordeon, ein barbarisches Instrument, begann zu spielen, zwei andere schlossen sich an und sangen ein so wundervolles Lied, wie ich es nicht einmal in der Ukraine je gehört habe. Es war, als hätten sich meine Ohren geöffnet für diese wehmütigen Klänge. Die Volkslieder hier sind wunderschön. Nicht schlechter als die ukrainischen. Nun laufe ich herum und lausche. Ich habe bei meiner musikalischen Bildung wohl so einiges versäumt, nur aus russischen Opern kannte ich ein wenig davon. Erst jetzt habe ich verstanden, woher das stammt ... die herrlichen russischen Romanzen, Warlamow, Guriljow, woraus später auch Glinka und Mussorgski vieles entlehnt haben. Ach, wie konnte mir das entgehen ...

Kataw-Iwanowsker Werk – Moskau

Jakow an Maria

15. Januar 1913

Heute kam der erste Brief direkt nach Kataw! Und gleich drei weitere, frühere, die lange verschollen waren – ein solcher

Reichtum wurde mir zuteil. Ich habe sie nach dem Datum geordnet vor mich hingelegt und lange nicht geöffnet. Voller Ungeduld und Vorfreude und in der Gewissheit, dass es ein anderes Leben gibt, in dem meine Frau lebt – in einer Bluse, das Haar unter einem Samtband, die Wangen nur Konturen. Was für einen Unsinn schreibe ich da, ich habe vollkommen den Verstand verloren! Ich glaube, ich lebe nur noch in der Phantasie!

Du fragst, was dieses Kataw ist? Eine kleine Siedlung, die ausschließlich von dem großen Werk lebt, der Eisengießerei. Seit den Streiks stand das Werk still. Darum ist Kataw stark verarmt, der Ort verwaist. Das Werk ist auch jetzt nur teilweise in Betrieb. Sägewerk und Schlosserei, mehr nicht. Riesige Hallen sind mit Brettern vernagelt, die hohen Schornsteine rauchen nicht. Für das Werk wurde eigens eine Eisenbahn gebaut und ein riesiger See angelegt. Die Kaserne steht auf der anderen Seite des Sees, im Dorf Saprudowka. Warum schreibe ich Dir das alles?

Nein, nein, du kommst nicht nach Kataw, ich hole Dich in Tscheljabinsk ab. Auch wenn ich mir noch nicht vorstellen kann, wie Du mit einer grauen Mütze und in weißen Filzschuhen aus dem Wagen steigst und ich Dich auffange. Ich versuche, für diese Tage Urlaub zu bekommen, und wenn nicht, haue ich ab! Ich bekomme ihn natürlich! Ich stelle mir vor, wie hier in Kataw alle Offiziere angelaufen kommen, um Dich anzugaffen – nein, nein! Wir treffen uns unbedingt, unbedingt in Tscheljabinsk. Darauf würde ich nicht nur zweieinhalb Monate, sondern auch zweieinhalb Jahre warten. Dabei sind schon zweieinhalb Stunden unerträglich viel! Also am 1. März!

Kataw-Iwanowsker Werk – Moskau

Jakow an Maria

17. Januar 1913

Gestern Abend lagen wir in der Baracke in unseren Betten, ich und der Feldwebel. Die Rede kam auf die Ehe. Ernsthaft und gesetzt erzählte er – mein Gott, wovon er sprach! Sein Ton hatte

eine solche Wirkung auf mich, dass ich ihn ebenso unbefangen ausfragte. Bald wurde aus dem Gespräch eine Fragestunde. Ich hörte ganz aufgewühlt zu und lernte. Wirklich, Maria, wir müssen auch vom wahren Leben lernen.

Ich befürchtete nur eines – dass er anschließend mich ausfragen würde, doch dazu kam es nicht. Als ich das für mich Wichtigste erfahren und das Gespräch ein wenig an Ernsthaftigkeit eingebüßt hatte, wünschte ich ihm eine gute Nacht.

Seltsam war: Er glaubte, es mit einem erfahrenen Mann zu tun zu haben, erkannte an meinen Fragen nicht meine Unwissenheit. Allerdings hatte ich mich ja auch um diesen Eindruck bemüht. Offenbar mit Erfolg.

Moskau – Kataw-Iwanowsker Werk

Maria an Jakow

15. Januar 1913

5 Uhr morgens. Ich bin eben nach Hause gekommen. War beim Literaturzirkel »Mittwoch« und anschließend in netter Gesellschaft unterwegs. Fünf interessante, kluge Männer wichen mir die ganze Zeit nicht von der Seite. Ich gefalle. Hörst Du, mein Janka, ich gefalle. Und ich bin glücklich. Voller Freude höre ich mir an, ich hätte schöne Hände und schöne Augen, ich sei etwas ganz Besonderes usw. usw. Sie sagen, ich hätte wundervolle Augen, und in mir schreit es glücklich: Hörst Du, Jakow! Ich, Deine Frau, habe schöne Augen, schöne Lippen und schöne Hände. Ich werde begehrt von all diesen eleganten Männern – und ich bin glücklich, glücklich, weil ich von Dir begehrt werde. Jascha, mein lieber, guter, kein Erfolg, keine Freude lässt mich auch nur für einen Augenblick meinen Traum vergessen. Nur noch stärker, noch heftiger zieht es mich zu Dir. Mein Gott! Wie sehr ich Dir vertraue – es ist richtig beängstigend. Du bist mein stärkster und letzter Glaube, und das macht mir Angst.

Es ist schon ganz hell. Ich gehe schlafen. Ich umarme Dich fest. Heute keine Handküsse ...

Nun, bis bald, mein Liebster. Mein Jascha ... Denk nicht, ich sei betrunken. Ich sehne mich nur sehr nach Dir.

Kataw-Iwanowsker Werk – Moskau

Jakow an Maria

23. Januar 1913

Es gibt Momente, da denke ich voller Eifersucht und Sehnsucht an Dich auf der Bühne – in einer Tunika, mit nackten Armen, entblößten Schultern, wundervollen nackten Beinen tanzt Du, zusammen mit anderen, aber dennoch sehen alle nur Dich an, und dann leide ich wirklich darunter, dass Dein Körper fremden Blicken zugänglich ist. Gierigen Männerblicken. Dieser Gedanke nimmt mir den Atem! Ich verscheuche ihn, ich weiß, dass ich nicht so fühlen darf, geschweige denn schreiben. Aber wir hatten ja verabredet, ehrlich zueinander zu sein.

Kataw-Iwanowsker Werk

Jakow an Maria

25. Januar 1913

Wie schnell sich der Mensch an die Umstände gewöhnt – erstaunlich! Ich glaube, wenn ich in die Hölle käme, würde ich nur einen Monat brauchen, um mich am neuen Ort einzuleben, bis ich wüsste, wo die Bibliothek ist, wo die Oper und ob sich nicht bei irgendeinem Sünder ein Klavier findet, und nach ein paar Monaten hätte ich mich so daran gewöhnt, dass ich gar nicht mehr umziehen wollte, nicht einmal ins Paradies.

In der ersten Zeit, besonders in Slatoust, fiel mir das Aufwachen sehr schwer. Ich träumte von zu Hause, wachte auf und wusste anfangs nie, wo ich war, in was für fremden Wänden. Jetzt ist das ganz anders. Ich habe mich vollkommen an die neuen Wände, an mein schmutziges Zimmerchen gewöhnt. Mich eingelebt wie eine Katze. Und mit der Zeit werde ich mir wohl angewöhnen, auf den Fußboden zu spucken, mir die Nase mit den Fingern zu schnäuzen statt mit einem Taschentuch und

die Serviette zum Abtrocknen von Geschirr, Gesicht und als Taschentuch zu benutzen.

Es wird eine große Umstellung für mich sein, mich wieder in einen gentilhomme zu verwandeln.

Sie werden mir beibringen, Maria, wie Sie es einst, als Sie der Fröbel-Schule noch freundschaftlich verbunden waren, den kleinen Kindern beibrachten, wie man Messer und Gabel hält, dass man sich die Nase nicht mit dem Ärmel abwischt, dass man keine unanständigen Geräusche macht ...

»Jascha, iss nicht mit den Fingern und wisch Dir den Mund mit der Serviette ab. Wie oft muss ich dir noch sagen, dass man im Wohnzimmer nicht auf den Boden spuckt.«

... Dein Besuch – ich kann es mir kaum vorstellen! Den heutigen Tag nicht gerechnet, und es ist ja schon Abend, er zählt also nicht mehr, bleiben bis zum 5. März noch 39 Tage. Ich warte auf Ihren Besuch, kann allerdings nicht daran glauben. Ich zeichne jeden Tag ein Porträt meiner Frau in mein Tagebuch, aber es sind weniger leere Blätter darin als Tage bleiben. Doch die ganze Zeit sage ich mir – das ist nur ein Spiel. Niemand wird mich besuchen kommen! Es ist nur Stoff für eine Novelle im Geiste Bunins. Selbstverständlich mit tragischem Ausgang, wie in den Antonow-Äpfeln.

Moskau - Kataw-Iwanowsker Werk

Maria an Jakob

10. Februar 1913

Ein erstaunliches Erlebnis als Pendant zu Deiner Geschichte mit dem Feldwebel, die mich so beschäftigt hat. Aber meine Geschichte ist besser, denn es war kein Männergerede über Frauen, das ich verabscheue, sondern ein menschliches Gespräch.

Lena war zu einem Konzert aus Kiew gekommen. Veranstaltet wurde es von Goldenweiser. Dem nämlichen, dem Freund von Lew Tolstoi. Ich hatte an dem Abend frei und fuhr mit, um Lena zu hören. Ich war sehr aufgeregt, aber es ging alles gut. Lena hat

wunderbar gespielt, am besten von allen. Goldenweiser (ein unscheinbarer Mann mit unangenehmer Stimme) hat sie gelobt.

Mein Erlebnis war folgendes: Der Konzertsaal ist ziemlich weit entfernt, es war spät, ich musste eine Droschke nehmen. Ich fand einen Kutscher, der nicht viel verlangte, wir fuhren los und kamen ins Gespräch. Der Kutscher ist seit 6 Jahren verheiratet und hat zwei Kinder. »Lebt Ihre Frau hier? In Moskau?« – »Aber ja! Ich kann ohne sie keinen Tag existieren.« Genau so hat er es gesagt – »existieren«. »Was meinen Sie, meine Kinder sind gekleidet wie Herrensöhnchen. Ich habe ihnen Stiefel machen lassen, neue Pelzmäntel mit Lammfell, für fünf Rubel Kopftücher, Handschuhe, alles vom Besten.« Er erzählte lange, freudig und ausführlich. Dann drehte er sich plötzlich zu mir um. »Wissen Sie, Fräulein, ich habe meine Frau auch früher sehr geliebt, aber seit Kinder da sind, liebe ich sie noch süßer. Warum nur?« Er liebt seine Frau nun noch süßer. Du hättest hören sollen, wie wunderbar er das gesagt hat, wie froh und nachdenklich sein »Warum nur?« klang. So glücklich erstaunt.

Er hat vieles erzählt, was sich mit bloßen Worten nicht wiedergeben lässt. Es lag alles in seiner Stimme, in seinem lächelnden rotwangigen Gesicht, im munteren Schwingen der Peitsche. Beim Abschied bat ich ihn, seine Frau zu grüßen. Er war sehr zufrieden und dankbar. Dankbar für die aufmerksame Zuhörerinnen. Freude und Glück muss man ebenso mitteilen wie Kummer. Und ich habe ihm ganz begierig zugehört.

Mein Kutscher gefällt mir besser als Dein Feldwebel, das muss ich Dir sagen!

» ... wünsche ich mir gewiss, dass Du das Theater aufgibst oder zumindest von Zeit zu Zeit die Bühne verlässt und ›nach Hause‹ kommst.« Alle zwei Jahre! Das macht mich traurig. Es gefällt Dir also doch nicht, dass ich auf der Bühne stehe? Warum?

Janka! Ich werde die Bühne nicht aufgeben, ich kann und darf sie nicht aufgeben. Jedes zweite Jahr, das ist unmöglich. In

einem Jahr ist der Name einer Künstlerin vergessen! Selbst die Komissarschewskaja wäre nach einem Jahr vergessen! Erst recht eine junge Künstlerin! Ich glaube an mich, und ich glaube an den Zufall. Er wird mir helfen, zu werden, was ich sein muss und sein kann. Es ist ja nicht einfach das Theater, es ist das Ganze, der Tanz ist darin nur ein Weg zur Erforschung des Lebens, seiner großen Mysterien. Wir haben so viel darüber gesprochen! Ich stehe erst seit einem Jahr auf der Bühne! Und ich habe in dieser Zeit viel erreicht. Und zwar ohne in jemandes Armen gelegen, ohne jemanden geküsst zu haben. Ohne männliche Protektion, das weiß ich, werde ich mein Ziel dreimal langsamer erreichen. Wie kannst Du von »gierigen Blicken« sprechen? Ich spüre diese Blicke ständig, auch in der Straßenbahn und in der Bibliothek! Das Theater werde ich nicht aufgeben. Aber vielleicht gibt es ja mich auf? Ich glaube, Du wirst mir nie ein Ultimatum stellen – »ich oder die Bühne«. Es würde mir doppelt schwerfallen, Dich deshalb zu verlieren. Oder das Theater?

Schrecklicher Gedanke! Hast Du mit Deinem Feldweibel etwa über mich gesprochen?

Kataw-Iwanowsker Werk – Moskau

Jakow an Maria

1. Februar 1913

Telegramm

Du gehörs auf die Bühne verzeih verzeih verzeih noch zweiund-dreißig Tage Dein Mann Jakow

13. Februar 1913

Telegramm

Noch zwanzig Tage

18. Februar 1913

Telegramm

Noch fünfzehn Tage

28. Februar 1913

Telegramm

Noch fünf Tage. Am fünften abhole Tscheljabinsk.

11. März 1913

Ich habe heute das Zimmer aufgeräumt, in dem wir so glücklich zusammengelebt haben. Unter dem Bett fand sich eine Haarnadel. Eine gewöhnliche Haarnadel aus Draht. Ich wollte sie küssen. Aber sie taugt nicht zum Küssen.

Keine Romantik. Ein Handschuh wäre etwas anderes. Aber Deine Handschuhe hast Du zum Glück nicht vergessen, sonst würdest Du auf der Reise frieren.

Der dritte Umzug ist leichter als die beiden ersten. Ich habe mich schon daran gewöhnt, meine Sachen zu packen, obwohl ich nun mehr besitze. Ein Soldat hat kaum Sachen, darum ist jeder zusätzliche Gegenstand kostbar.

Meine wunderbare Frau! Ich liebe Dich. Das ist alles, mehr habe ich nicht zu sagen.

Kataw-Iwanowsker Werk – Moskau

Jakow an Maria

15. März 1913

Meldung

Ich melde, dass ich seit dem heutigen Tag der Bataillonsschreibstube des 3. Bataillons des 196. Insarsker Infanterieregiments vorstehe, was ich hiermit meiner Frau zur Kenntnis bringe. Donnernder Triumphsalut!

Kommandeur der Bataillonsschreibstube

Oberleutnant (durchgestrichen)

Freiwilliger

Jakow Ossetzki (Stempel)

Liebe Maria! Nach Deiner Abreise bin ich einen ganzen Tag wie im Halbschlaf herumgelaufen. Ich träumte von unserer

Zukunft, die ich mir wundervoll vorstelle. Dann habe ich mich geschüttelt und mich beeilt, alles aufzuholen, habe den Motor angeworfen, viel studiert und mir nur drei Stunden Schlaf gegönnt. Was ist ein Schlaf ohne Dich auch für eine Freude? Ganze drei Tage saß ich jede freie Minute über den Büchern! Und plötzlich gestern eine Versetzung, von der ich nicht einmal träumen konnte. Der vorige Schreiber wurde wegen irgendwelcher Verdienste (oder Dienste?) befördert. Und nach Kasan versetzt!

Aus der beiliegenden Meldung, meine liebe Frau, können Sie ersehen, dass ich einen neuen Posten bekommen habe, einen viel besseren. Unvergleichlich besser. Früher war ich »einfaches Fußvolk«, jetzt bin ich der »Herr Schreiber«.

»Herr Schreiber, darf ich eintreten? Herr Ossetzki, stellen Sie mir bitte eine Bescheinigung aus! Herr Ossetzki, telefonieren Sie nach Tscheljabinsk! Herr Freiwilliger, melden Sie dem Bataillonskommandeur das und das.«

So einer bin ich jetzt. Ich muss jetzt vor mir selber strammstehen und mir befehlen: Rührt euch, Augen – rechts, die Augen – links!

Meine neue Adresse: Jurjusan-Werk, Gouv. Ufa,

9. Kompanie des Insarsker Regiments

An den Freiwilligen Ossetzki

(...)

15. April 1913

Telegramm

Bin krank Genaueres per Brief die Deine

Jurjusan – Moskau

Jakow an Maria

16. April 1913

Was ist das für eine Krankheit? Liegst Du etwa im Bett? Es fällt mir schwer, mir Dich krank vorzustellen, manchmal möchte ich

das gar nicht glauben. Du hast zu viel potentielle Gesundheit für eine Krankheit. Steh auf, Marussja. Wäre ich bei Dir, würde ich Dir Tee mit Zitrone und Cognac machen! Und alles Unwohlsein wäre wie weggeblasen. Aber jetzt gehe ich schlafen. Es ist Abend, für mich schon spät (10 Uhr). Vor dem Schlafengehen habe ich ein bisschen Haushalt erledigt, meine Wäsche mit Veilchenduft besprengt, den Du so magst (wozu? Du bist nicht hier!) und mein Taschentuch gewaschen.

Ich gehe mich ausziehen. Und Du bist nicht hier ...

18. April 1913

Guten Tag, Maria! Geht es Dir heute besser? Bei mir ist jetzt Abend, und mir fallen die Augen zu. Ich habe Dich begrüßt, Dir beide Hände geküsst, und nun verabschiede ich mich wieder.

Enteile zu meinen Träumen.

»Meine Frau ist krank, ihr Bett ist zweitausend Werst entfernt.«

Wie seltsam das klingt. Ich kann mir Dich nicht krank vorstellen.

Leb wohl, mein Liebes, sei brav und steh bald wieder auf!

23. April 1913

Es ist seltsam: Nun bist Du krank, und ich möchte öfter mit Dir reden, aber ich kann nur von mir schreiben. Du bist krank, doch ich schreibe von meinen Gefühlen, Gedanken, Hoffnungen.

Nun, halb so schlimm. Mag es so sein. Du musst mir nicht schreiben, oder höchstens Postkarten, Du sollst Dich nicht anstrengen.

25. April 1913

Telegramm

Telegrafiere wie Gesundheit in Sorge Jakow

Moskau – Jurjusan

Maria an Jakow

4. Mai 1913

Mein lieber Mann! Mein Janka! Ich bin durcheinander. Ich habe den ernsthaften Verdacht, dass sich mein Leben verändern wird, und zwar auf eine Weise, dass Dein heimlicher Wunsch, ich möge die Bühne verlassen, in Erfüllung geht. Und dass unsere Träume, die wir uns für eine ferne Zukunft ausgemalt haben, schon jetzt Wirklichkeit werden, obwohl ich noch überhaupt nicht bereit bin, mein Leben zu verändern, das Theater zu verlassen und die ehrbare Ehefrau eines ehrbaren Herrn zu werden. Ich kann niemandem von meinem Zustand erzählen. Er ist entsetzlich. Das ist die Tragödie des weiblichen Daseins, der Versklavung der Frau durch die Natur. Wir beide haben ja viel darüber gesprochen, dass wir eine große Familie und viele Kinder haben wollen und wie glücklich unsere Kinder sein werden, weil ihre Eltern sie zu freien und harmonischen Menschen erziehen. Aber für mich würde das bedeuten, dass mein Bühnenleben vorbei wäre, noch ehe es richtig begonnen hat. Nun werde ich wohl bald wie meine Mama, werde versacken im öden Frauenalltag – Töpfe, Kragen, Nähen und Umändern. Ich hasse das! Meine Mama, das weißt Du nicht, hat in ihrer Jugend Gedichte geschrieben und bewahrt noch immer ihr Heft auf, in dem ihre Verse stehen, wie ein Denkmal für ihr versäumtes Leben.

Jurjusan – Moskau

Jakow an Maria

16. Mai 1913

Mein liebes Mädchen! Stolz, Angst, Freude, Glück und noch vieles, vieles mehr! Ich werde mich nach einer Möglichkeit für uns erkundigen, hier zu heiraten, obwohl Du dafür wieder fast vier Tage mit dem Zug fahren müsstest. Vielleicht kann ich Urlaub erwirken? Aber erkundige Dich für alle Fälle, falls sich

unter Deinen »weltmännischen« Freunden ein Anwalt findet, nach der Situation außerehelicher Kinder. Und von außerehelichen Kindern, die bei der Mutter eingetragen sind und später vom Vater adoptiert werden. Ich habe davon nur vage Vorstellungen. Das alles habe ich einmal gelernt und Prüfungen darüber abgelegt, doch jetzt erinnere ich mich nicht daran. Den zehnten Band des Gesetzbuches habe ich hier nicht zur Hand.

Mach Dir keine Sorgen. Du hast einen Mann, der wird sich um alles kümmern.

Bibliographie

Im Verlag Volk und Welt in Berlin erschienen und aus dem Russischen von Ganna-Maria Braungardt übersetzt:

1994 *Zarte und grausame Mädchen, Erzählungen*

Sie sind sanftmütig und stark, intelligent und aufmüßig. Sie haben es schwer, aber nehmen es leicht. Sie sind nicht schön und doch zum Verlieben: die Heldinnen aus Ljudmila Ulitzkajas brillantem weiblichen Welttheater.

1997 *Sonetschka, Eine Erzählung*

»Ein russischer Miniaturroman vom Aufleuchten und Verschwinden des Glücks: Siebzig Jahre russische Historie, Armut und Verbannung, Improvisation und unverhoffte Wendungen, aus ironischen Augenwinkeln gemustert. Davor die Geschichte der Sonetschka, die sich in Büchern wie in einer leichten Geisteskrankheit verirrt, bis sie von einem Maler in ein Lebensglück geholt wird, das nach und nach wieder zerrinnt. Eine Erzählung, flüchtig wie Quecksilber.« Wilfried F. Schoeller

1997 *Medea und ihre Kinder, Roman*

»Ein monumentaler Familienroman, in dem die Freude an der weltoffenen Vielfalt in der alten Medea eine bezwingende Gestalt angenommen hat. ... Glaubhaft lebt Medea vor, dass Menschen verschiedener ethnischer Herkunft und kultureller Tradition einander nicht misstrauisch oder feindselig begegnen müssen, sondern ihr alltägliches Zusammenleben auch als beglückend erfahren können.« Karl-Markus Gauß, Laudatio zum Österreichischen Staatspreis 2014

1998 *Ein fröhliches Begräbnis, Roman*

Alik war nie geschäftstüchtig, der große Erfolg als Maler ist ihm versagt geblieben. Aber geliebt haben ihn alle – vor allem die Frauen. Und auch jetzt, da er bewegungsunfähig darniederliegt, toben um ihn herum die Leidenschaften. Die einst so erbitterten Rivalinnen umschwirren den Todkranken in rührender Eintracht, was Alik als ewiger Spötter vergnügt zur Kenntnis nimmt.

1999 *Olgas Haus, Erzählungen*

Sie ist schön, sie hat Erfolg, eine Familie, einen Liebhaber und manchmal sogar zwei – Olga könnte zufrieden sein. Aber in ihr sitzt ein Stachel, ein unstillbares Verlangen, das sie in immer absurdere Abenteuer treibt und ihr schließlich zum Verhängnis wird.

2001 *Reise in den siebenten Himmel, Roman*

»Die Autorin leitet eine Reise durch das russische Jahrhundert, führt uns an Stalins Sarg, erinnert an das Schicksal der russischen Juden, weist auf die Denkmäler der großen Autoren und nimmt uns mit in stickige Jazz-Clubs. In leisen Tönen rechnet Ljudmila Ulitzkaja auch mit dem Staat ab, der wie Saturn seine Kinder verschlingt.« Tobias Krause, *Der Tagesspiegel*

Im Carl Hanser Verlag erschienen und aus dem Russischen von Ganna-Maria Braungardt übersetzt:

2003 *Die Lügen der Frauen, Erzählungen*

»Ulitzkaja ist eine Autorin der leichten, ironischen Töne, und immer sieht sie mit Begeisterung, Nachsicht und Humor auf das Leben und seine verzwickten Irrwege. Ohne Zweifel gehört ihre ganze Sympathie zupackenden, liebenden, manchmal auch schwachen Frauen.« *Der Spiegel*

2005 *Ein glücklicher Zufall und andere Kindergeschichten*

Illustriert von Wolf Erlbruch

Sechs wunderbare Geschichten über kleine und große Momente, die ein Kinderleben erschüttern oder beglücken können.

2005 *Ergebenst, euer Schurik, Roman*

Ein Roman über die Liebe im Russland der siebziger Jahre: die Geschichte eines jungen Mannes, der sich der Verführung durch die Frauen nicht entziehen kann.

2007 *Maschas Glück, Erzählungen*

Ljudmila Ulitzkaja erzählt von unglücklichen Ehen und glücklichen Mesallianzen, von falschen Müttern und untergeschobenen Söhnen, vom uralten Geschlechterkampf und russischen Affären. Sie beschreibt Menschen, die wir vielleicht nie bemerken würden, und lässt uns Dinge sehen, die sonst verborgen blieben.

2009 *Daniel Stein, Roman*

»Daniel Stein – ein jüdischer Übersetzer, der während des Krieges unzählige seiner Landsleute gerettet hat, der zum Christentum übergetreten ist und die Kluft zwi-

schen Judentum und Christentum überwinden wollte, der in Israel eine jüdisch-christliche Kirche gebaut hat ... diesen Daniel Stein muss man einfach lieben.« Andrej Nemser

2012 *Das grüne Zelt, Roman*

Ljudmila Ulitzkaja erzählt von drei Freunden, die in der Sowjetunion aus Liebe zur Literatur zu Dissidenten werden. Es geht um Mut und Verrat, irregeleitete Ideale, menschliche Größe und Niedertracht. Und immer wieder um die Liebe als heimlichen Motor menschlichen Handelns.

2015 *Die Kehrseite des Himmels, Essays*

»Klug und leidenschaftlich erzählt Ljudmila Ulitzkaja über ihren Alltag, über Freundschaft, Liebe, den Tod. Noch das Privateste ist bei ihr politisch, noch in der aussichtslosesten Situation gibt es einen Funken Hoffnung. Die Fragen, die sie stellt, die Ansichten, die sie äußert, fordern die Mächtigen Russlands heraus. Das Beste, was man von Literatur erwarten kann.« Gabriele Denecke, *ARD – Titel, Thesen, Temperamente*

Alle Rechte vorbehalten
© Carl Hanser Verlag München 2017
ausgenommen
Beitrag Seite 5–8: © Ljudmila Ulitzkaja
Gestaltung: Carl Hanser Verlag

Bildnachweise:
Fotos Seite 2, 10, 13, 14, 15, 17: © Ljudmila Ulitzkaja
Foto Seite 25: © Peter-Andreas Hassiepen

... ein Brief ist ein Gefäß
der Freude, ein Brief ist eine
Träne der Trauer – alles wie
gewesen! «

Nach der Revolution ziehen Jakow und Marussja mit ihrem kleinen Sohn nach Moskau. Während Marussja der neuen Regierung vertraut, wird der kritische Jakow unter Stalin nach Sibirien verbannt. Seine Frau lässt sich scheiden, auch der Sohn wendet sich von ihm ab, und seine Enkelin Nora sieht er nur einmal als Kind. Sie lernt ihren Großvater erst aus seinen Liebesbriefen an die Großmutter kennen. Angeregt durch den Briefwechsel ihrer eigenen Großeltern hat Ljudmila Ulitzkaja einen Roman geschrieben, der die Geschichte Russlands im 20. Jahrhundert aus unmittelbarer Nähe erzählt.